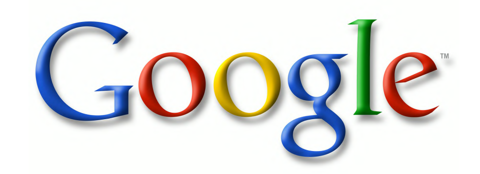
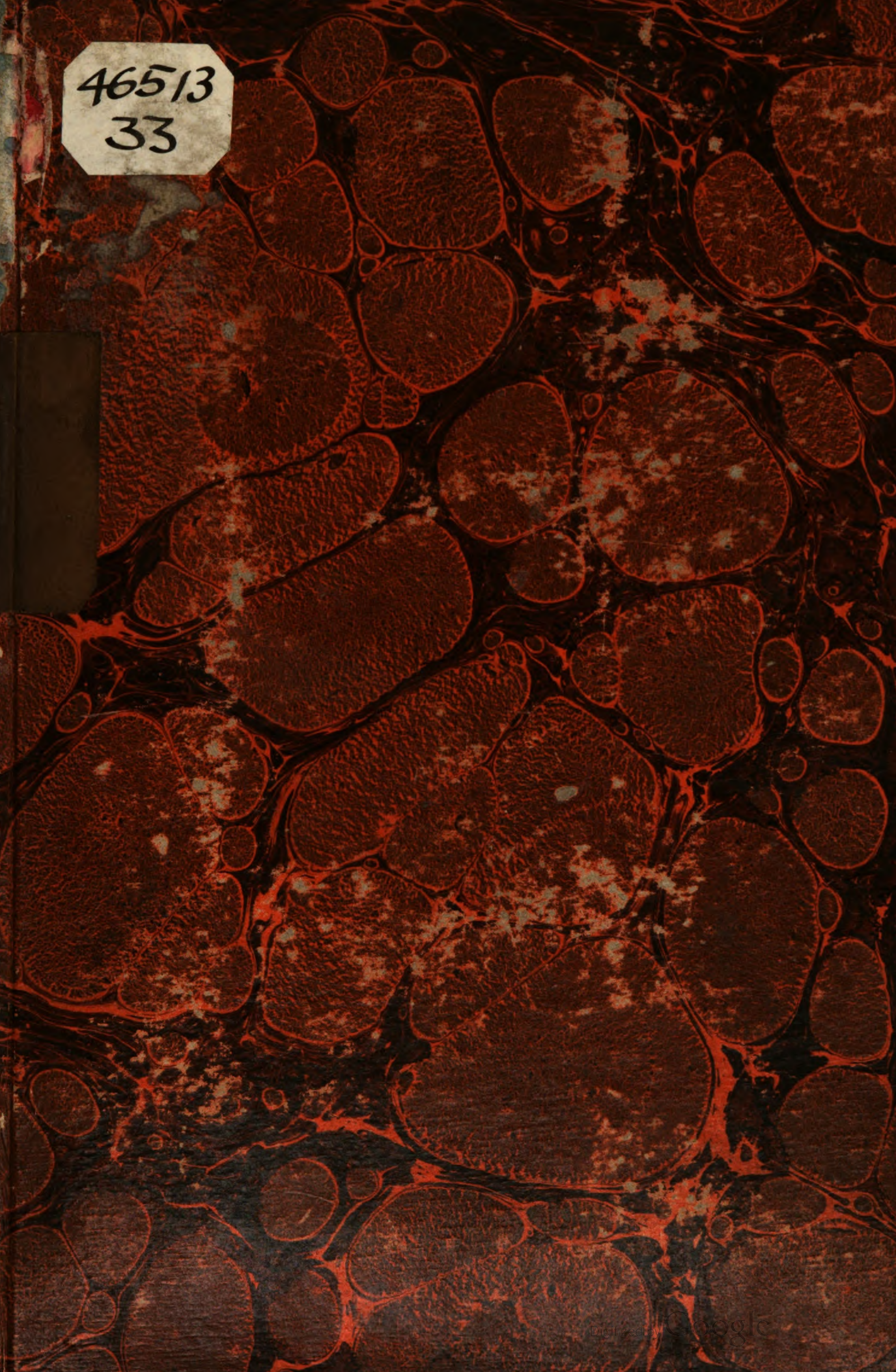



46513
33

Zur Geschichte

der

Deutschen Literatur.

Von

Dr. G. G. GERVINUS.

(Besonderer Abdruck aus den Heidelb. Jahrbüchern d. Literatur.)

Heidelberg,
Universitäts-Buchhandlung von C. F. Winter.
1834.



Bei der Erscheinung solcher Werke, wie die Evangelienharmonie des Otfried (ed. Graff) und die Gedichte Walthers v. d. Vogelweide und Wolframs v. Eschenbach (herausg. von Lachmann) mufste wohl Jeder, der sich für die Vorzeit unseres Volkes auch nur ein wenig interessirt, eine grofse Freude empfinden, so bedeutende Schätze unserer alten Literatur in so reinen und gefälligen Ausgaben endlich dargeboten zu sehen, in Ausgaben, mit deren Besitz eigentlich erst der der Werke selbst für uns eintritt, die uns vorher in einem Zustande vorlagen, der nur abschrecken aber nicht anziehen konnte. Die Werke gehören durch ihren Gehalt, oder durch Alter und Sprache zu dem Bemerkenswerthesten, was unsere alte Literatur in sich schliefst; die Herausgeber stehen in dem ersten Rang jener gründlichen und grofsen Forscher, durch die unserem Alterthum seit einigen Jahrzehnten so mannichfache Aufklärung, unserer Sprache und Literatur so vielfältige Beleuchtung zu Theil geworden ist. Das gelehrte Treiben dieser und solcher Männer, wie der beiden Grimm und Anderer, läfst an Redlichkeit der Untersuchung, an Hingebung und Eifer, an Fleifs und Beharrlichkeit, wenn wir die Naturforschung ausnehmen, Alles hinter sich, was unsere letzten Jahre von literarischer Bestrebung aufweisen.

Woher kommt es denn, haben wir uns bei jedem neuen Hervortreten solcher und ähnlicher Werke, wie der obengenannten, gefragt, dafs für die ungemeine Anstrengung und Thätigkeit, die unendlich gute Meinung und uneigennützige Wirksamkeit dieser Männer und derer, die ihnen zur Seite stehen, in der Nation so wenig

Anerkennung und noch viel weniger Dank ist? Woher kommt es, dafs je weiter die Entfaltung und Aufdeckung der alten Schätze gedeiht, desto mehr die lebende Generation sich davon abwendet? dafs die Dichtungen des Mittelalters weder in ihrer altächten, noch in halb oder ganz modernisirter Gestalt, dafs weder der gefällige Tristan, noch der strenge Parzival, und kaum die einfachen Nibelungen einigen Eingang fanden? dafs eben so wenig dem commentirten Iwein und dem glossirten Bonerius der Nation näher gebracht zu werden gelang, als es dem nackten Text des Wolfram gelingen wird? kurz, dafs weder die Begeisterung der Forscher, noch die Dichtungen unserer Vorfahren, noch die Nachahmungen neuerer Poeten Anklang fanden, seitdem jener halb rührende, halb lächerliche Anflug von Deutschthümelei unter unserer Jugend aus den Befreiungsjahren der Nation vollends Alles zu verleiden schien, was mit diesem Geiste in einer wenn auch entfernten Beziehung stand? Wo liegt die Ursache davon, dafs der Widerstand gegen alle diese alten Reste so entschieden ward, dafs die Reihe der Literaten, die an deren Wiederbelebung die Arbeit ihres Lebens mit Unverdrossenheit setzten, sich eben so entschieden von den theilnahmlosen Mitlebenden abschlossen, dafs sie sich mit ganzer Seele in die alte Welt der Deutschen hineinwarfen und mehr mit dem geschwundenen, als dem gegenwärtigen Geschlechte leben, dafs sie sich wirklich den Forderungen der Zeit entfremden, dafs sie wie für sich und ihres Gleichen allein arbeiten und, indem sie den Lohn ihrer Arbeit rein in die Arbeit selbst setzen, zwar eben jene vortrefflichen Werke schaffen, aber auch die Lernbegierigen selbst mit der beschwerlichen Gelehrsamkeit und rücksichtslosen Form derselben abschrecken, und endlich, dafs sie, so oft sie in Vorreden und geeigneten Werken zum Publicum sprechen, einen Ton des Unmuths, der Verstimmung und Uebellaune, einen verhaltenen oder losgelassenen Groll fast nie verleugnen? Giebts hier eine wirkliche Schuld von Seiten der Gelehrten oder

von Seiten des Publicums? Ist auf eine künftige größere Schätzung der bezeichneten Werke, und auf eine allgemeinere Verbreitung derselben zu hoffen, oder werden jene Bemühungen immer so wenige Früchte tragen? Ist die Theilnahmlosigkeit der Nation eine vorübergehende Laune, die vielleicht vor dem deutschen Sprachunterricht, wenn er nun auf den Schulen sich erweitert, weichen wird, oder hat es einen allgemeineren und tieferen Grund in der Lage des Volkes, daſs man so bestimmt und entschlossen der alten Zeit den Rücken kehrt? Denn freilich dürfen wir uns nicht verhehlen, daſs die Literatur nicht das einzige Gebiet ist, in dem wir diesen Zug der Nation beobachten. Offenbar flieſst aus derselben Quelle die Kälte, mit der nach einer fliegenden Hitze bei der ersten Aufnahme, die begeisterten Geschichtswerke der Luden, Menzel und Kohlrausch, die uns unserer Ahnen Schicksale so warm an's Herz zu legen, ihre Tugend und Gröſse aller Art so hoch vorzustellen strebten, unbeachtet blieben. Und wer wird es in den politischen Bewegungen der letzten Jahre nicht mit Staunen und groſsem Unwillen beobachtet haben, wie dieselbe Jugend, die vor achtzehn Jahren nur der alten Deutschen Tracht tragen, ihre Lieder singen, ihre einfache Tugend zurückführen, und nicht mehr französisch sprechen wollte, wie dieselbe Jugend heute nach derselben Nation mit Vorliebe hinneigt, deren ganze Natur gegen die unsere ein feindseliges und niemals verträgliches und versöhnliches Element bildet!

Der allgemeine Erklärungsgrund für alle diese Erscheinungen liegt sehr nahe, so nah, daſs er eben darum von Niemand leicht erkannt wird, der nicht mit der allgemeinen Natur der Menschen und Nationen in mehrseitiger Erforschung der Völkergeschichte vertrauter geworden ist und dabei gelernt hat, aus Gegenwart und Umgebung etwas herauszutreten und sie als räumlich und zeitlich fernere Objecte schärfer zu betrachten. Nationen, die mit so menschlich-universeller Anlage, wie die deutsche und griechische, jede Erscheinungsform

des politischen und geistigen Lebens scharf ausprägten, pflegen auch die jedesmal Ausgeprägte und Vollendete beim Uebergang in eine andere mit ähnlicher Schärfe abzulegen. In Griechenland hörten die pelasgischen und achäischen Stämme mit ihren Staatsformen durch Zersprengung auf, die Ionier und ihre Demokratien erlagen unter der Brutalität der dorischen Sieger, und diese ihrerseits der allgemeinen Erbitterung und einer Art von nationalem Aufschwung, bis endlich der gesammte hellenische Name erst in dem der Macedonier aufging, dann in Bünde zertheilt ward. Mit dem Untergang der athenischen Republik fing die ganze griechische Nation an, sich in ihrem geistigen Treiben, wie im politischen, von den alten Nationalordnungen ganz zu entfernen, und sie gründete sich geistig eine Universalherrschaft, während die politische zerfiel. In Deutschland zeigt sich durchgehend im Politisch-geschichtlichem die ähnliche Erscheinung, wie sie in dem älteren Griechenland vorkam, wie denn überhaupt die Urgeschichten beider Völker mehr annähernde Vergleichung gestatten, als die Mittelzeiten. Die Deutschen nämlich schüttelten jede frühere Form, und wenn sich diese in einem besondern Stamme vorzugsweise bildete, auch diesen Stamm, und wenn sie von einer besonderen Literatur begleitet war, auch diese Literatur, bald mehr bald weniger bestimmt ab. Unsre patriarchalische Urzeit ist sammt ihren Liedern und Ueberlieferungen fast vergessen und verloren, während sie in England viel heller ist, und in Scandinavien eine merkwürdige Blüthe gehabt hat, an der Deutschland selbst unstreitig nicht ohne Theilnahme war. Es waren unsere deutschen Brüder, die diese Blüthe entfalteten, aber innerhalb Deutschland ging selbst die Erinnerung daran verloren. Von unseren Carolingern aus ward in Europa die hierarchische Beziehung zwischen Staat und Kirche geschaffen, die aber die Deutschen selbst am ersten wieder lösten. Die zwei verschiedenen Gattungen militärischer und industrieller Republiken schieden sich in der Schweiz und den Niederlanden ab, wo diese Form

bestimmt, wie sonst nur in Italien, vortrat. Unsere Aristokratie erhob sich in ähnlicher Kraft zur Souveränität, bereitete sich aber eben dadurch als Aristokratie den Untergang und das Uebergewicht des Bürgerlichen in Deutschland. In derselben Art, wie die ritterlichen Sänger die Volkspoesie geringschätzten, wurden sie selbst von den späteren Zeiten vernachlässigt und vergessen. Dies konnte sogar in Griechenland nicht geschehen, wo jederlei Kunst zu sehr mit der Nation verwebt war, als dafs diese jemals deren Producte hätte versäumen können, und wo weder das politische noch das wissenschaftliche Treiben im Allgemeinen so zerstreute und zertheilte, wie bei uns. Sobald bei uns durch die Reformation jeder Geisteszwang gesprengt war, fiel alles Mittelaltrige, das mehr oder weniger überall einengend ist, zwar langsam, aber es fiel; und die Literaturreform im vorigen Jahrhunderte bereitete den völligen Sturz vor, den die Revolution vollendete oder in ihren Folgen noch vollenden wird. Es giebt kein Verhältnifs unseres Lebens, in dem das Abwenden der Nation von den Ordnungen der mittlern Zeit nicht sichtbar wäre. Wir haben allerlei scholastische Gelehrsamkeit abgeworfen, und wo sich dergleichen noch in Trümmern gehalten hat, zieht sie sich (wie z. B. unter einer Classse von Philologen) in einen Kreis zurück, der sich von der Mitwelt mehr und mehr absondert. Das war für den beispielweise angeführten Fall die Folge von den Kämpfen gegen Klotz und Heyne und eine Wirkung der lebendigen Verjüngung des Alterthums mittelst Uebersetzungen. Wir haben die finstere Orthodoxie des Mittelalters abgelegt und der Vernunft ihr Recht wiedergegeben; laut genug heben sich, wieder in einem abgeschlossenen Kreise, die Stimmen, die uns gerne zurückführen möchten zu der früheren Dämmerung, in der sich so gut schwärmen und über dem Träumen das Handeln vergessen läfst, allein die Nation läfst sich darum nicht irren, und dies ist die Wirkung von Lessings Auftreten, nicht allein in seinen Streitigkeiten mit den Theologen, sondern auch in der ganzen Art,

wie er weltmännisch frei dem befangenen, orthodoxen Wesen der patriarchalischen Sänger des vorigen Jahrhunderts, wie er, und die Nation mit ihm, Klopstock und der Messiade entgegen stand. Wir haben auch in den bildenden Künsten eine Klasse von Männern, die uns mit großer Leidenschaftlichkeit auf die alten Kunstwerke der Deutschen hinweisen, allein darum zieht doch der ganze Haufe unserer jungen Künstler nach dem Lande, das die Reste alter und mittlerer Kunst in sich schließt, und nur mit leider allzugroßer Aufgebung alles vaterländischen Sinnes geben sie sich dem Fremden hin, so daß selbst die gefeiertsten Männer zu der unglaublich unsinnigen Verirrung kommen konnten, die Standbilder mitlebender Heroen in griechischer Tracht in Marmor und Erz, als ein Denkmal mehr unserer unsäglichen Verkehrtheit, als unserer Dankbarkeit, der Nachwelt überliefern zu wollen; dies alles aber wirkten Winkelmann und Meyer und Aehnliche, nach denen Niemand gekommen ist, der praktisch die Verschmelzung klassisches Geschmacks mit dem nationalen Sinne hätte zeigen können. Wir haben alle Corporationen und Zünfte und dergleichen aufgelöst, obgleich auch in dieser Hinsicht noch hier und da die hergebrachte Ordnung festgehalten, obgleich auch hier noch von namhaften Männern eben aus der Reihe unserer deutschen Alterthumsforscher dies unnatürliche Zwangwerk vertheidigt und dabei vergessen wird, daß ähnliche Einrichtungen durchaus nur da mit Nutzen bestehen, wo ein vertrauendes und redliches Geschlecht untereinander nur Moralität und Billigkeit, nicht wo ein argwöhnendes und raffinirtes nur das strengste Recht unter sich gelten lassen will; dies hat die Gährung vollbracht, die seit dem vorigen Jahrhundert, und eigentlich seit viel länger, bis auf den heutigen Tag sich gegen alle ähnliche Ueberbleibsel zeigt, und es war wohl auch ohne besondere Veranlassungen vorauszusehen, daß Mancherlei in der äußeren Organisation unseres Universitätswesens der ändernden Gewalt der Zeiten würde weichen müssen. Wir haben die alte Reichsver-

fassung successiv in langen Zwischenräumen umgeworfen und in den letzten bedeutenden politischen Bewegungen in Europa die letzte Hand daran gelegt; selbst unsere tollsten demagogischen Planmacher scheinen den Gedanken an eine ähnliche Einheitsform aufzugeben, die auch nach unserem Urtheil nicht mehr im Reich der Möglichkeiten liegt.

Wenn es denkbar wäre, dafs in irgend einem anderen Verhältnisse eine noch gröfsere Entschiedenheit in unserer Abneigung gegen alles national-Beengende und unserer Hinneigung nach dem weiteren Menschlichen und Freien, aufgefunden werden könnte, so würden wir sagen, sie fände sich in unserer Dichtkunst und Literatur im Allgemeinen, wie sie sich in der letzten Periode gestaltet hat; sie ist so ganz dem Alten und Früheren entfremdet, dafs Lachmann in der Vorrede zum Eschenbach sie so wenig mit jenem will in irgend eine Beziehung gesetzt wissen, wie den deutschen Bund mit dem deutschen Reiche. Was könnte sich auch in der That so getrennt gegenüber stehen, wie diese beiden Perioden der mittelalterigen und neuen deutschen Literatur? Die romantische Poesie, erwachsen auf dem Boden, den die weitverbreiteten Stämme der Iberer, Gallier und Britten mit ihren alten Erzählungen füllten, den die Römer mit griechischer und lateinischer Bildung überzogen, wo denn durch Germanen und Christenthum eine ungeheure Verschmelzung von Altem und Neuem eintrat, in die nachher auch noch das Arabische und Orientalische überhaupt Elemente zur Mischung lieferte, lernte unter der nie erhörten Vereinigung der aller heterogensten Vorstellungen das Wunderbarste zu ertragen und sich in eine grenzenlose Unbestimmtheit zu verlieren. An die Stelle der körperlichen Götter der alten Dichtkunst trat eine Gottheit und eine Geisterwelt, die den Sinnen entzogen war; das Gefühl irdischer Nichtigkeit, das die Griechen nicht kannten, weil sie sich keine überirdische, sondern eine unterirdische Zukunft, nicht herrlicher, sondern noch nichtiger als die hiesige Gegenwart dach-

ten, versenkte die Menschen in eine unbestimmte und weite Empfindung, die sich dem Griechen überall deutlich an sinnliche Lust oder Schmerz knüpfte; die Unzufriedenheit und unklare Sehnsucht trieb in die weitesten Fernen, die den Griechen gleichgültig liefsen oder entsetzten. Je mehr der Mensch, die Nationen oder die Zeiten naiv und leidenschaftlich blieben, je heftiger die Gefühle, je ungestümer das Bestreben, je gläubiger die Seele, je unbestimmter das Wissen, desto mehr haftete die romantische Vorstellungsart, wie noch heute im Süden, wo noch die Glut, wenn auch ohne lebendige Flamme, noch der Aberglaube, wenn auch nicht der Glaube, noch die Unbildung und Unwissenheit über fremde Menschen und Räume blieb. Es war natürlich, dafs diese Poesie und der ganze Geist, aus dem sie flofs, nur von einem Orte und von einem Menschenschlag und nur auf eine Weise konnte gestürzt werden, die ihr auf's schärfste entgegengesetzt war. Der Schlag traf sie aus Deutschland, wo die Vermengung jener verschiedenartigen und wunderlich gekreuzten Vorstellungen nicht heimisch war; von Deutschen, die solche Dichtungen, wie sie auf wälschem Boden entstanden, nie selbst hervorgebracht, sondern nur übersetzt haben; er traf sie, die weltstürmerisch den Erdkreis überflog, aus dem engsten Kreis der bürgerlichen Häuslichkeit; ihre ritterlichen Pfleger, die über alle Meere und Lande streiften mit ihren Waffen und ihrem Gesang, wichen dem an die Werkstätte gefesselten Bürger, ihre ausschweifende Phantasie dem gesunden Hausverstand, der sich ernst oder satyrisch belehrend auf die Heimath hinwandte. Wie nun das 15te und 16te Jahrhundert den spiefsbürgerlichen Anstrich dieses niederen Lebenskreises trug, und dieser durch seinen Sieg selbstgefällig und kühn geworden die alten Dichtungsstoffe in seiner Sphäre zu haben wünschte, konnte er sich in seiner Beschränktheit natürlich nicht dahin emporheben, sondern er zog sie zu sich herab; und wo nun jene Gegenstände in selbstgenüglichem Ernste behandelt wurden, da entstan-

den z. B. bei Hans Sachs jene unendlich naiven Dichtungen, die überall wünschen lassen, es möchte dem trefflichen Mann gelungen seyn, Einen Schritt weiter zu thun zum helleren Bewufstseyn über die Materie, die er aufgriff, und die Form, in der er sie einengte. Dieses freiere Bewufstseyn trat in dem eigentlichen Sitz der romantischen Kunst, den Südlanden, ein, und mit ihm jene freie ironische Behandlung der alten Stoffe bei Ariost, die auch in den ernsten Werken des Cervantes, ja in Nachbildungen der Romantik bei Calderon (z. B. in der Brücke von Mantible) wenigstens so weit liegt, dafs es schwer zu sagen ist, ob der Hauch von Ironie dabei in der Absicht der Dichter lag oder nicht. Ja, wo sich die Künstler noch klarer machten über den Widerspruch der alten dichterischen Welt mit der kümmerlichen Prosa des neuen Lebens, entstanden bei Cervantes und Shakspeare jene grelleren Gegensätze des Realismus und Idealismus, die, als die Urquelle aller komischen Natur im Menschen, in einer verschiedenen Art, aber bei der ähnlichen Scheide der Zeiten von Poesie zu Prosa, von Kunst zu Wissenschaft, von dem grofsen Spanier, wie einst von Aristophanes, benutzt wurden. In Deutschland aber griff jener Hausverstand, der sich, wie aus allen den derberen Vorgängern des Cervantes, Ariost und Shakspeare sehr deutlich zu erweisen ist, in den moralisch verderbteren und kunstsinnigeren Nationen sogleich auf die Literatur warf, erst in seinem näheren häuslichen und moralisch-religiösen Kreise um sich, stellte die Sitten her, reinigte die Religion und warf sich nie mehr auf jene alte Literatur, die mit den alten Ordnungen im politischen Leben verschwand. Vielmehr, als sich im vorigen Jahrhunderte unter der allgemeinen geistigen Revolution in Europa die deutsche Nationalliteratur aufschwang, machte er sich in dieser neuen Periode in Poesie und Philosophie geltend, und diese neue Literatur konnte nach aller Erwartung nicht zu der alten Romantik zurückkehren, da deren hauptsächlichsten Requisite unter der steigenden Wissenschaft und Aufklärung schwanden, da die einst

ehrenwerthe Mystik und Frömmigkeit nur in Ausartungen übrig war, da die übermäfsige Verschwendung der Empfindungen neben Voltaire und Lessing nicht mehr bestehen konnte, da die Natur des Menschen durch grofse Begebenheiten in der Zeit, durch Bekanntschaft mit Geschichte, durch Aufdeckung der Fremde, durch grösseren Verkehr im Leben, durch steigenden Handel und Industrie stets unverhüllter ward und aus den bisherigen Fesseln völlig heraustrat. Die Romantik stellte sich aber gleichwohl, allein in einer sehr bestimmten Schranke, ein; und mufste auch wohl, in sofern die deutsche Nation die in ihr enthaltenen germanisch-christlichen Elemente nicht entbehren konnte. Der deutsche Lessing wies auf Shakspeare, zugleich mit dem französirenden Wieland; dieser aber, dem brittischen Dichter nicht gewachsen, leitete die Nation, in einem historischen Krebsgang, durch das ariostische, ironische Epos nach der römischen, oder griechisch-alexandrinischen Bildung und Dichtung zurück, von wo aus sie leichter den Weg zu dem klassischen Kern des Griechenthums fand, auf den sich Wieland nur wagte, um sich kläglich zu verirren. Die Deutschen, die jetzt mit ihrer neuen Kunst alle Welt und alle Zeiten umspannten, konnten nicht anders, sie mufsten mit der griechischen Literatur auch die mittelaltrige, und mit dieser die altdeutsche hervorsuchen; sie thaten aber das letztere später als das erstere, und fanden jenes auf die Länge unverträglicher mit ihrem neuen Zustande, als dieses. Man reproducirte die alte und mittlere Literatur; allein die Männer, die wie Vofs auf den Schultern der Griechen ruhen, werden in der neuen deutschen Nation eine gröfsere Unsterblichkeit haben, als jene, die sich wie Tiek auf die Romantik des Mittelalters lehnen. Verschmolzen aber in ganz eigenthümlicher Weise sind diese beiden Pole der vergangenen Dichtkunst, die Romantik des Mittelalters und die plastische Dichtkunst der Griechen, in Göthe und Schiller, so dafs so ausgezeichnete Männer wie der ganz hellenisirte Wilhelm von Humboldt und der ganz romantische

Jean Paul, der Eine in Schiller die gröfste Annäherung zu dem Griechischen, der Andere die gröfste Verwandtschaft mit der Shakspearischen Romantik entdeckte. Wenn wir aber diese Männer und die, welche wie Lessing, Herder und so viele Andere aus dem wissenschaftlichen Gebiete neben ihnen stehen, nicht als die neue Bildung repräsentirend anerkennen wollen, dann müssen wir die ganze Geschichte und allen Ausdruck des Volksgeistes als eine Lüge ansehen. Diese Männer aber haben eine durchaus weltbürgerliche, universelle, humane und nicht mehr nationelle Richtung, und die Nation folgt ihnen und läfst alle die bei Seite, die sie auf die letztere zurücklenken wollen. Wir glauben also, dafs unsere deutschen Alterthumsforscher ein ganz guter Tact leitete, ihre alten Schätze der Nation philologisch geläutert, gelehrt behandelt, als einen Gegenstand des Studiums, als ein fremdes, nur immer für ein gewisses Publicum taugliches Geschenk darzubieten; wir sind von diesem Gesichtspunct aus für jede Gestalt dankbar, in der uns dieselben geboten werden, für Text und Commentar; und lieber noch sehen wir, dünkt uns, überall die Texte allein, am wenigsten gerne Poesien mit einem so zergliedernden Commentar, wie die Brüder Grimm ihn zu geben pflegen, der allen ruhigen Genufs verkümmert, der auch die vortrefflichen Männer in ihrer ästhetischen Ansicht nothwendig irre leiten mufs, wie wir uns denn des Urtheils wohl erinnern, das der feine Göthe mit Recht über Hartmanns armen Heinrich fällte, dem jene einen so grofsen poetischen Werth beilegten.

Dieser grofse Wendepunct der Dinge, auf dem Deutschland so zuverlässig schwebt, wie Griechenland zur Zeit seiner wiederbelebten Amphiktyonie und der lauernden Könige dieses Bundes, ist wohl die Ursache, dafs sich so wenig in der politischen, wie in der Literargeschichte die Autoren zu helfen wissen. Nie hoffe doch jemand, mit einer unnatürlichen Begeisterung und nationalen Eitelkeit und Grofsthuerei, die uns dazu so übel ansteht, in deutschen Geschichten ersetzen zu wollen,

was ihnen an innerer Fülle der Begebenheiten abgeht oder an grofsen Characteren. Deutschlands Ruhm ist sein Verhältnifs zum Christenthum, zu der Bevölkerung und der Cultur des gesammten neueren Europa, und wer dies vergifst, der wird über sein Vaterland entweder in befangenem Stolze urtheilen oder in befangener Bitterkeit. Beiderlei Seiten sind in der politischen und literarischen Geschichtschreibung zu finden. Wir nannten die teutonischen Historiker schon oben; wir stellen ihnen diejenigen Literargeschichtschreiber zur Seite, welche mit Vorliebe in ihren Abrissen die alte Literatur behandeln und über die neue chronikartig oder tabellarisch wegspringen. Wie unter vielen von Luden's Nachahmern das blofse Nachschreiben sichtbar ist, so unter den meisten dieser Literarhistoriker der völlige Mangel eines eigenen Urtheils und das Stützen auf die anerkannten Autoritäten. In Behandlung der neuen Literatur haben die wenigsten, die sich damit abgaben, verstanden, auf dem von Manso in den Nachträgen zu Sulzer vortrefflich eingeschlagenen Wege weiter zu gehen, weil eben die Wenigsten nur einen entfernten Begriff von dem haben, was eine Geschichte der Literatur ist. Im Urtheil über die einzelnen Männer unserer neuen Periode zeigt sich aber in denen, die einige gröfsere Aufmerksamkeit auf diesen Theil der Literargeschichte gewandt haben, entweder eine eitle Bewunderung, die nirgends ihre Erklärung in sich selbst trägt, oder ein frevelhaftes Herabziehen der gröfsten Geister durch dünkelhafte und leere Köpfe oder durch zerrissene Gemüther unter dem jüngeren Geschlechte, das sich die Nation allzu geduldig gefallen läfst.

Es war nun unsere Absicht, einen Blick auf jene frühere Zeit unserer Literatur und, indem wir unser bescheidenes Gutachten an die Werke weniger Männer knüpften, auch gelegentlich auf die Literargeschichte jener Periode zu werfen, wie sie sich bis jetzt gestaltete. Nehmen wir nun zum Repräsentanten dessen, was uns aus der vorschwäbischen Zeit übrig geblieben ist, das

grofse Werk von Otfried, das zugleich durch seine gute Erhaltung ein Urtheil eher gestattet, so könnten wir aus dem, was sich darüber hergebrachterweise in unseren Literaturgeschichten gesagt findet, auf's leichteste deutlich machen, wie unter den zahlreichen Verfassern dieser verschiedenen Werke auch nicht Einer ein eigenes und selbstständiges Urtheil hat; und wir müssen daher auf die Quelle des Einen zurückgehen, das sich überall mehr oder weniger deutlich wiederholt. Seitdem einmal Grimm in der ersten Ausgabe seiner Grammatik die gemüthliche und gelehrte Ausführung des Gegenstandes in der Evangelienharmonie von Otfried bemerkt, die wahrhafte Poesie darin gerühmt und sogar die Stellen bezeichnet hatte, worin sich diese Poesie ausspräche, sagte ihm das so ziemlich jeder nach; findet sich Der oder Jener nicht eben berufen, das Eine zu rühmen, so preist er das Andere; und sogar die, welche es schon dem Stoffe nach natürlich fanden, dafs hier die poetischen Verdienste nicht grofs seyn könnten, wufsten sich nicht von dem vorgeschriebenen Urtheile loszumachen und redeten immer mit einer Art Scheu oder versteckter Bewunderung von diesem Werke. Der vortreffliche neue Herausgeber sagt in seiner Vorrede p. XIV: „Diese Bemerkungen werden hinreichend seyn, von dem Interesse zu überzeugen, welches ganz abgesehen von „der gelehrten und gemüthlichen Ausführung, den poetischen Stellen, der Anwendung auf die Sitten der Zeit u. s. w.," auf die schon Grimm in der Einleitung zur 1sten Ausgabe seiner Grammatik aufmerksam gemacht hat, nicht nur für Lehrer und Sprachforscher, sondern auch für jeden gebildeten Deutschen, dem deutschen Geist und deutsches Wort nicht gleichgültig ist, der Lectüre des otfriedischen Werkes beiwohnt, und daraus die Nothwendigkeit erkennen zu lassen, die Lesung und Erklärung dieses Werkes zu einer stehenden Lection auf der Universität und den oberen Classen der Gymnasien und höheren Bürgerschulen zu machen," und in der Note droht er mit den Worten

des Flacius, es müsse einer gar ein Stock und so zu sagen kein rechter Deutscher seyn, der — (so kommt es wenigstens heraus, wenn es auch nicht grade so dasteht) dies Buch nicht lesen möge. Wie? wir sollen also zu der ungeheuren und ganz unerträglichen Last, die unseren Schülern der Gymnasien ohnehin schon aufgebürdet ist, ihnen auch noch dies Opus aufladen? Denn gerade diese gründlichen Forscher werden doch am wenigsten leugnen wollen, dafs fast die ganze Mühe des Studiums einer neuen Sprache dazu gehört, um dies Buch zu lesen, zu der wir noch dazu die allernöthigsten Hülfsmittel von unserem Herausgeber in seinem angekündigten Sprachschatze (einem Werke, das ein Ruhm der Nation seyn und dessen Erscheinen hoffentlich jeder gute Deutsche unterstützen wird) erst erwarten müssen. Und diese Sprache soll man um dieses Einen Buches willen erlernen? Denn welche andere grofsen Schätze kann sie uns denn noch öffnen? Und was sollte oder könnte uns denn in diesem Buche so ansprechen und belehren? Ist es der trefflichen Männer guter Ernst, dafs unsere Schüler auf den Gymnasien in die historische Grammatik der deutschen Sprache sollen eingeführt werden? Oder sollen wir gar die lutherische Bibel mit diesem Otfried verdrängen, die in einer noch nicht vergessenen Sprache naiv und rein uns den Gegenstand an's Herz legt, der hier durch die Sprache entfremdet, durch die Behandlung getrübt, durch mönchische Sonderbarkeit abstofsend geworden ist? Oder sollen wir mit diesem Buche den Geschmack an der altdeutschen Poesie eröffnen? Dann möchte ärger noch erfolgen, was so oft und an bedeutenderen Dingen geschehen ist; auf die übertriebenen und wunderbaren Anpreisungen, die von den deutschen Alterthumsforschern über dies und jenes ausgingen, geht man mit überreizter Neugierde daran, man findet sich vielleicht grade durch die Schwierigkeit recht getrieben, man studirt die Sprache, man versenkt sich in die Sache und ermattet plötzlich über der grenzenlosen Leere, der starren Kälte, der unheimlichen Breite, der Naturlosigkeit so vieler

Dinge, in deren kaltem Elemente man das ganze Feuer wiedergesucht hatte, das nur so begeisterte Leute hineinlegen konnten, die sich ihre eigene Welt im Flug ihrer Einbildungskraft schaffen und in jedes Gegebne ihre eigne Wärme übertragen oder aus ihm herausfinden; oder, was noch häufiger ist, Leute, die das Interesse am Sprachstudium mit dem an der Literatur verwechselten. Wir werden uns nie davon überzeugen, dafs beiderlei Interesse zusammenfallen müsse, so wenig wie uns das Mittel je für den Zweck gelten wird, so wenig wie wir jemals verlangen würden, dafs ein grofser Historiker zugleich Meister in aller Chronologie und Genealogie seyn müsse. Otfrieds Evangelienharmonie ist ein Werk, dessen grofse Bedeutung für die deutsche Sprache und deren Geschichte wir warlich nicht verkennen werden; die vorliegende Ausgabe ist eine Arbeit, deren ungemeine Verdienste nicht wir erst im Einzelnen zu rühmen brauchen noch auch uns berufen fühlen. Wir möchten indefs hier eine Frage nicht unterdrücken, die vielleicht die Frage eines Unkundigen ist, ob nämlich Graff in seinem versprochenen Anhang davon reden wird, in wie weit Otfried's ärmliche Beschränktheit, mit der er von seiner Nationalsprache denkt, mit der er die Regeln der l a t e i n i s c h e n G r a m m a t i k an seine d e u t s c h e S p r a c h e legt und sich kindisch wundert, dafs sich in beiden Sprachen Genus und Numerus nicht entsprechen, dafs die bejahende Kraft zweier Negationen im Deutschen nicht gelten will u. dgl. mehr *), auf seine Sprache und Verse gewirkt haben mag und gewirkt hat, da er selbst diese Wirkung angiebt und

*) In der lateinischen Vorrede heifst es: „Duo etiam negativi dum in latinitate rationis dicta confirmant, in hujus linguae usu pene assidue negant; *et quamvis hoc interdum praecavere valerem,* ob usum tamen cottidianum ut morum se locutio praebuit dictare curavi. Hujus enim linguae proprietas nec numerum nec genera me conservare sinebat. Interdum enim masculinum linguae lat. in hac feminino protuli, et caetera genera necessarie simili modo permiscui. Numerum pluralem singulari, singularem plurali variavi et tali modo in barbarismum et soloecismum sepius coactus incidi. Horum supra scriptorum omnium *vitiorum* exempla de hoc libro theotisce ponerem, *nisi inrisionem legentium devitarem.*

seine Rede offenbar nichts von der kecken poetischen Freiheit hat, die man sogar in den viel anspruchloseren, aber volksthümlicheren Sachen jener Jahrhunderte findet. So sehr wir nun bereit sind, in dem Wohlklang dieser Sprache, in dem mannichfaltigen Wechsel ihrer Flexionen und Bildungen, in dem Reichthum und der Fülle, die sie in jeder Hinsicht bietet, vortreffliche Elemente zu einer poetischen Diction zu finden, so können wir darum doch nicht wirkliche Poesie entdecken, und überall schreckt uns die unbeholfene und ermüdende Breite, die Flachheit und Gewöhnlichkeit der Gedanken, die allen Eindruck schwächt, sogar den, welchen der Stoff an und für sich machen könnte, und welcher da viel lebendiger bleibt, wo etwa ein Notker oder der Uebersetzer der dem Tatian zugeschriebenen Evangelienharmonie in einnehmender und wohlgefälliger Uebersetzung die Einfachheit, die unverstellte Naivetät, den ruhigen Adel und die Lieblichkeit festhält, die auch in Luthers Bibel immer neu anzieht. Wer uns glauben machen will, dafs in diesem Werke wirklich poetischer Werth oder auch nur einzelne poetische Stellen sind, der mufs in seinen Ansprüchen auf Dichtkunst zu einer Genügsamkeit gekommen seyn, die Niemand wird theilen wollen, der an dem ächten Quell reiner Kunst geschöpft hat. Nicht als ob wir uns mit Forderungen an die Reife späterer Zeiten, mit moderner Verwöhntheit zudrängten, sondern wir versetzen uns ganz in die Zeit, begreifen aber, dafs Mönche von so klösterlicher Gelehrsamkeit, von so beschaulichem, aller Sinnenwelt entfremdeten Leben nichts leisten konnten, was nur irgend etwas von dem Feuer der poetischen Bruchstücke dieser frühesten Zeiten hätte, oder was mit der Uebersetzung des Boethius von Alfred verglichen werden könnte, an der gerade die Stellen so herrlich sind, wo die ungeduldige Selbstthätigkeit eines Mannes durchbricht, der an grofsen Erfahrungen und innerer Bildung gleich reich war. Die also, welche das Leben in seiner Mannichfaltigkeit als die Grundlage aller Poesie ansehen, hätten am wenigsten hier poetische Stellen suchen sollen. Das, was

noch am meisten in das Leben poetisch zurückführt, sind nicht einzelne Stellen, in denen ein irgendwo abgelesenes glückliches Bild in einer glücklicheren Sprache wiedergegeben ist, sondern es ist das, was in dem Werke gewissermaſsen einen Gegensatz gegen die mystischen und sonstigen Betrachtungen bildet, jene sinnlichen Ausmalungen und Erweiterungen der biblischen Geschichte, welche Blicke in das häuslich fromme Leben der Zeit thun lassen und eine vortreffliche Parallele abgeben zu den ältesten malerischen Schildereien solcher neutestamentlichen Scenen, wie z. B. gleich Anfangs die Scene der Verkündigung, wie sie hier gegeben ist, oder die verdrieſslichen Scrupel des Ehemanns über die Schwangerschaft der Jungfrau Maria Dinge sind, die man in den ältesten Gemälden der christlichen Kunst genau wieder finden kann. Des Rhabanus Maurus Beschäftigungen mit den bildenden Künsten und der Miniaturmalerei muſste schon auf den Schüler influiren, und es ist in diesen und ähnlichen literarischen Werken der Mönche, so wie in ihren damaligen Malereien gleicherweise die Ausdauer, der gute Wille, das Gleichmaſs zu bewundern, mit dem sie ihres Lebens Arbeit an Ein solches Denkmal ihres Fleiſses setzten. Wenn man aber diesen Otfried mit der Messiade zusammenstellt, so ist das eben, wie wenn man Eine Kreuztragung aus sehr alter Zeit das erste *spasimo* nennt, mit einer Hindeutung auf das unsterbliche Werk des Raphael, und wir fangen damit in der Literatur dasselbe Unwesen an, was in der Kunst die Leute immer so sehr irre geführt hat, daſs man in einer antiken Rarität den Werth, den sie eben durch ihre Seltenheit erhält, mit dem verwechselt, den ihr der innere Gehalt giebt.

Eben wie man hier die Werke verschiedener Zeiten blos nach ihrem Stoffe vergleichend zusammenstellt, so ist es herrschend und herkömmlich geworden, den Wolfram von Eschenbach den Göthe des deutschen Mittelalters zu nennen, Dichter mit Dichter zu vergleichen, blos nach — wir wissen selbst nicht welcher Analogie. Denn wir finden weder, wo sich ihre Lebensanschauungen,

noch ihre dichterische Materie, noch ihre moralische Natur berührt, und um nur an der äufseren Erscheinung festzuhalten, so begreifen wir nicht, wie mit Göthe's freiem Beherrschen des Lebens und der Sprache Wolfram's Schärfe und Härte, sein häufig prägnanter aber immer ringender Ausdruck kann verglichen werden, und sein Mangel an Darstellungsgabe, an der er von Gottfried v. Strasburg so weit übertroffen wird, wie er diesen an Tiefe und Gröfse und moralischer Würde übertrifft, was die Ursache davon seyn wird, dafs sich immer die Denkenderen zu ihm, die Poetischeren zu Gottfried mehr hingezogen fühlen werden. Das Gegeneinanderwägen dieser beiden Männer ist ein anderer Punct, auf den man meist in jeder Beurtheilung derselben stofsen wird. Dies ist aber auch eine Sache, die wir eher des Besprechens werth halten würden, denn der Zwiespalt hierüber wird so lange dauern, als Menschen Menschen bleiben, weil er sehr schwer vereinbare Seiten der menschlichen Natur berührt. So lange es Menschen geben wird, die das Leben mehr von der ernsten Seite, und Andere, die es mehr von der heiteren zu betrachten lieben, so lange das Ebenmafs zwischen moralischer und ästhetischer Bildung der Seele nur in so Wenigen bestehend gefunden wird, so lange werden sich die Urtheile über diese und ähnliche Dichter trennen, je nachdem der Beurtheiler Geist sucht oder Geschmack, Erhabenheit liebt oder Gefälligkeit, Tiefe vorzieht oder Reiz. Es giebt eine gewisse Trilogie künstlerischer Form, die darum sich in den Literaturgeschichten der Völker mehrfach wiederholt, weil sie eine natürliche ist und den Menschen gemeinsam. Die Dichtkunst erscheint anfänglich, den grofsen Bestrebungen und Gedanken der Völker angemessen, in schwerem und tiefsinnigem Ausdruck (*ἀνάγκη* Μεγάλων *γνωμῶν καὶ διανοιῶν ἴσα καὶ τὰ ῥήματα τίκτειν*), und sucht mehr die Sache als die Darstellung; dieser erhabnere Charakter sinkt mit der Zeit zu seinem Gegentheil herab, die Form wird leicht und behaglich, der Sinn leidet; der bequeme dichterische

Genufs steigt, die innere Befriedigung und Erhebung fällt weg. Zwischen diesen beiden Extremen, dem Erhabenen und Gefälligen, dem Ernsten und Heiteren, steht das eigentlich Schöne inne, erscheint aber wohl nie ohne eine Neigung nach einer der genannten Seiten. Doch scheint in Aeschylus, Sophokles und Euripides jene Dreiheit am vollkommensten ausgedrückt, und wenn wir beachten, wie ein Humboldt und ähnliche auf die Gesammtnatur des Menschen gerichtete Männer zu dem sinnvollen Aeschylus, wie ein Schlosser zu Dante neigt, wie dagegen Göthe und Schiller sich an Euripides erfreuen, wie der gleichmäfsig nach der Tiefe des Wissens wie nach der Schönheit der Erscheinung strebende Lessing seinen Sophokles erhebt, so werden wir zwischen den Bewunderern dieser Männer und ihnen selbst eine gewisse Verwandtschaft nicht verkennen. Aehnlich würde sich der Verhalt finden, wenn wir neben Wolfram, Hartmann und Gottfried ihre Verehrer stellen wollten, obgleich hier der Mittlere, was der häufigere Fall ist, mehr negativ die Extreme ausschliefst als positiv in sich harmonisch verbindet. Es ist daher natürlich, wenn diese Mitte zwar von keiner Parthei je absolut verworfen, aber auch selten sehr leidenschaftlich bewundert wird, und wenn Aristophanes in seinen Fröschen zwischen den lauten Vertretern der alten und neuen Dichtkunst den nicht erscheinenden Sophokles in stiller Entfernung emporhebt, so ist das etwas, was unser inneres Gefühl mit eben der überraschenden Wahrheit trifft, wie wenn Göthe erzählt, dafs er sich häufig um den Vorzug Buonarotti's und Raphaels gestritten; man habe sich nie verständigen können, aber am Ende habe man sich zum Lobe Lionardo da Vinci's vereinigt. So ist auch bei Aristophanes unter jenen Griechen Aeschylus zum Anerkennen des Sophokles eben so bereit, wie Gottfried den Hartmann von der Ane rühmt, während Euripides unversöhnlich dem Aeschylus gegenüberbleibt, wie Gottfried dem Wolfram. Wollen wir ein Werk von seiner dichterischen Seite beurtheilen, so sehen wir von seiner mystischen

und religiösen, moralischen oder wissenschaftlichen Weisheit und Werth ab und halten uns an Darstellung und Form. Wir begreifen dann, daſs sich feinere Beurtheiler von Dante's furchtbarer Erhabenheit hier und da wegkehren, wir müssen einstimmen, wenn Gottfried sich gegen jene ausläſst, die „mit dem Stocke Schatten bringen, nicht mit dem grünen Maienblatte," und wenn er ein mühseliges Glossenstudium der Schriften der „*Vindere wilder mere*" von sich weist. *) Suchen wir aber im Dichter den ganzen Menschen, im Gedichte die ganze Bedeutung des Lebens, dann schlagen wir uns entschieden auf die Seite der Erstern, und verfechten mit Aeschylus:

— ἀλλ' ἀποκρύπτειν χρὴ τὸ πονηρὸν τόν γε ποιητὴν,
καὶ μὴ παράγειν, μηδὲ διδάσκειν· τοῖς μὲν γὰρ παιδαρίοισιν
ἔστι διδάσκαλος, ὅστις φράζει· τοῖς δ' ἡβῶσίν γε ποιηταί·
πάνυ δὴ δεῖ χρηστὰ λέγειν ἡμᾶς.

Dann spricht uns die Zucht und Sittenstrenge dieser Männer mehr zu, dann grade erscheint ihr ernster Kampf mit dem ernsten Leben als der Ausspruch der ganzen Gröſse ihrer inneren Natur, und der ringende Ausdruck erhält eine tiefere Bedeutung, dann ersetzen wir uns die mangelnde Gluth und Bewegung in den einzelnen Theilen mit dem consistenten und stillen Feuer, welches das Ganze erwärmt, den mangelnden melodischen Fluſs der Rede mit der Harmonie der Erfindung, den fehlenden Reiz der Darstellung mit der Tiefe der Gedanken.

Die Erfindung und der Gedanke ist auch das Einzige, was uns im Parzival vorzugsweise ansprechen würde, von

---

*) Die selben wildere
Si muzen dutere
mit ir mere lazen gan,
wir enmogen ir dannach nit verstan,
alse man si horet und siht.
Sone han wir ouch der muze niht,
daz wir die glose suchen
in den swartzen buchen.

dem wir hier allein reden wollen, weil der Willehalm nicht vollendet und über die Bruchstücke des Titurel, welche Lachmann seiner Ausgabe einverleibt hat und die an jederlei Gediegenheit wohl alle Reste der mitteldeutschen Poesie übertreffen, noch Streit ist. Die Begebenheit an und für sich verliert in der epischen Gestalt durch das Mysteriöse, was beigemischt ist, und in dieser Hinsicht steht Tristan sehr im Vortheil. Stützt sich dieser zwar nicht, wie das griechische und jedes neuere von dem Genius eines Einzelnen aufgefaſste Epos und wie selbst jedes bessere Drama von jeher thut, auf wirkliche Geschichte, die den dichterischen Stoff der Wahrheit und Möglichkeit nahe hält, so erscheint doch das Ganze als eine dem wirklichen Leben näher stehende einfache Novelle, und trägt zwar eben darum wenig epische Natur an sich, da selbst das Verhängniſs, das in die auſserdem ganz simple Hauptbegebenheit spielt, so sehr als ein bloſses Symbol dasteht, daſs es auch von Reimar von Zweter als ein solches verstanden wird, allein das Biographische und Dramatische, was diese Gestalt der Sage mit sich bringt, leitet von selbst zu einer gewissen Einheit, die durch die ungeschickten Episoden in anderen ähnlichen Epen oft verloren geht, und die Einfachheit des Stoffs giebt dem gewandten Dichter die Gelegenheit, sein Talent für epische Ausführung und Darstellung an der ungünstigeren Materie reizender und trefflicher zu üben, als es irgend einem anderen Dichter des Mittelalters gelungen ist. Tristan hat in sich nichts Groſses, allein er ist darin ganz einzig, daſs der Dichter, ähnlich wie Wieland, in eine düstere und einförmige Literatur plötzlich mit einer lockenden Freundlichkeit hineintritt und dem Leben mit wahrer Genialität die heiterste Seite abgewinnt, obgleich bei seiner Wahl das freilich deutlich werden muſste, wie leider überall an ein groſses Gute oft nahe ein groſses Uebel grenzt. Sieht man aber von dem Gegenstande und namentlich von den letzten Theilen ab, wo uns die Frivolität der Situationen die unschuldige Gemüthlichkeit vergessen läſst, mit der

uns der Dichter im Anfang in seine Sage einführt, so mufs man bekennen, dafs Gottfried einen Reichthum an Betrachtung und Beobachtung des Menschen und der menschlichen Seele, eine Mannichfaltigkeit der Handlung, eine Fülle des Lebens, eine Darstellung des Grofsen gleicherweise wie des Kleinen vor uns entfaltet, wie kein Anderer; dafs er, was nie fast seinen Zeitgenossen einfällt, die versteckteren Seelenregungen belauscht, und nicht in stotternder Rede ungeschickt andeutet, sondern um die feinsten Gedanken ein feines Gespinnst mit seinen Worten webt, dafs bei ihm Ursache und Folge der Begebenheiten, Keim und Blüthe der Neigungen und Leidenschaften sichtbar ist, dafs auch die Geschicklichkeit, individuellere Charaktere mit bestimmten Umrissen zu zeichnen, ihm nicht abgeht, wie er z. B. mit herrlicher Sicherheit den Ton ändert, wenn er den jungen Tristan, das frühere plauderhafte Bürschchen, nachher seinem Pädagogen, als angehenden Rittersmann entgegenführt. Ja wenn man die Einleitung bis zu Tristans Geburt zum Mafsstab der Beurtheilung nehmen dürfte, was vielleicht nicht unbillig wäre, da Gottfried in seinem Alter erst den Tristan dichtete, und das erste Feuer wohl mehr den ganzen Mann charakterisirt, so würden wir ein noch viel günstigeres Urtheil fällen, weil eben da die gemüthvolle Seite des Menschen, bei wohlthuender Kürze der Erzählung, trefflich geschildert ist, so dafs sich die überraschendsten Züge von Belauschung der Empfindungen und des Spiels der Leidenschaften, und grofsartige Zeichnung der Uebermacht des Schmerzes, wie sie sich bei den Griechen findet, dabei eine erstaunliche Wärme und gesunde Vernunft kund geben. — Verdienste dieser Art sind es nicht, die den Parzival auszeichnen. Dies Gedicht trägt in der Ausführung mehr oder minder alle die Merkmale, die uns diese romantische Ritterpoesie so entfremden. Die Hauptsache bleibt immer, dafs die volksthümliche und geschichtliche Grundlage fast völlig verwischt und vertilgt ist. Nicht einmal bei unserem nationalen Epos kann man in die Zeit zurückgehen, wo

sich, wie bei Homer, die Dichtung in ihren Stoff und Gegenstand verliert. Die Deutschen hatten, wie man aus Jornandes und Paul Warnefried schliefsen mufs, historische Lieder, die wenigstens so viel geschichtliche Glaubwürdigkeit und Wahrheit in sich trugen, wie verschiedene Episoden des homerischen Gesangs; allein diese Beimischung von Geschichtlichem verlor sich ganz, die Erinnerung an das wirkliche Leben blieb in keiner Begebenheit, höchstens in undeutlichen Sittenzügen bewahrt, es trennt hier eine Kluft die Sage von der Geschichte, die auch den scharfen Umrifs der lebendigen Wirklichkeit von den neueren Epen wegnahm, der im Homer so bestaunenswerth ist. Viel ärger ist's aber bei den Epen der Ritterpoesie. Diese fast heimathlosen Sagen ruhen nicht einmal auf einem festen nationellen Grunde; es sind grofsentheils Reste, die ganz besonders überall da gepflegt worden zu seyn scheinen, wo die Trümmer jener zum Phantastischen so sehr geneigten Urnation der Kelten erkennbar sind, die nie die Elemente eines bedürfnifsreicheren Lebens gekannt haben. Die Neigung dieser Stämme zur Pflege des abentheuerlichen Mährchen- und Sagenwesens finden wir schon bei Strabo bezeichnet und erkennen sie in allen ihren Geschichtswerken der spätesten Zeit, in allen Sagen der Völker, mit denen sie stark gemischt sind, wieder. Ueberall, wo diese Stämme verbreitet waren, drängte sich später das Römische ein; beides war der Fall in Süddeutschland; hier also häuften sich jene heterogenen Bestandtheile der Romantik, die wir oben bezeichneten, und dies ist der einzige Grund, mit dem man die Scheide der volksthümlichen und ausländischen Epen in Nord- und Süddeutschland erklären kann. Wenn uns einmal Jemand in einem umfassenden Werke den Einflufs wird ermittelt haben, den diese keltischen Nationen in Staat und Literatur auf die ganze Entwicklung des neueren Europa gehabt haben, so werden die Aufschlüsse, die wir dadurch über die Natur dieser Dichtungen erhalten würden, nicht die kleinsten Resultate einer solchen Untersuchung seyn.

Der allgemeine Mangel an Naturtreue in diesen Werken scheint uns hauptsächlich daher zu rühren, dafs kein ungemischter Volksstamm als Träger der Sage da war; wo daher der deutsche Stamm reiner blieb, im Norden, und wo jenes Keltische so wie das Germanische bald abgeworfen ward, in Italien, blühte diese epische Poesie in ganz anderer Gestalt auf oder ward überhaupt wenig gepflegt. Ueberall waren die neuen Staaten des Mittelalters auf die Unterdrückung der Masse durch die Ritterschaft gegründet; diese Masse ward grausam verachtet, und so ward sie auch aus den Gedichten verdrängt. Die Griechen, die die unteren Klassen auch unterdrückt hielten, aber doch in älterer Zeit das Sklavenwesen nicht so ausgebildet hatten, als später, lassen selbst die Sklaven und Knechte in ihrem Epos Rollen spielen, und das Volk ist überall der Hintergrund im Gedichte. Wenn bei aller Ueberlegenheit an Poesie und Natur die Fabel der Ilias sich nur unter den Hauptfiguren herumdrehte, wenn wir alle Kämpfe der Heere, alle Heroen des zweiten und dritten Ranges, alle kleinen Episoden, alle Stimmen der Völker, alle Klagen der Weiber wegdenken müfsten, was würde uns übrig bleiben? Es würde mit dem Vortreten Einer ausschliefslichen Kaste eine ähnliche kastenartige Dichtung verknüpft seyn, die uns mifshagen müfste, denn sich ewig und immer in Einem und demselben Kreise bewegen, ermüdet. Wir sehen also hier immer nicht, wie das Epos eigentlich verlangt, eine thätige Welt in Bewegung, sondern meist nur dramenartig Eine Person; der Parzival hat nichts von der Allgemeinheit und der Mannichfaltigkeit der Figuren des Nibelungenlieds; es ist Ein Held, um den sich das Ganze dreht; die Episoden und Nebenfiguren stehen nicht mit einem Ereignifs, welches das Ganze ausfüllte, sondern mit einer Person und deren Handlungen in Verknüpfung. Einzelne Gestalten also stehen vor uns, noch dazu halb leblos und ohne lebendige Bewegung; der Hintergrund fehlt und die Perspective. Man kann das Bild festhalten und als einen Grundfehler dieser Schildereien herausheben,

dafs sie gleichsam auf Goldgrund gemalt sind. Wir meinen, dafs während im Homer der ganze Anstrich des Lebens, das uns geschildert wird, auf Armuth, Naturzustand, kindliche Einfalt, grofse Unschuld und wenn man will, selbst auf Rohheit hindeutet, im Gegentheile hier in Allem von dem Dichter der Glanz und die Pracht, der Adel der Sitte, die Convenienz hervorgehoben wird. Darin liegt, weil hier am stärksten das Unnatürliche und Gehässige des armen Stolzes einer nur durch Raub, nicht durch Verdienste reichen Klasse, deren innere Bildung noch dazu wenig bedeutet, hervortritt, der stärkste Grund unseres Mifsfallens, und Cervantes konnte nicht meisterhafter die Idealität dieses Lebens persifliren, als indem er die hier mangelnde Realität recht derb daneben stellte. Wenn wir im Homer durch die grade und einfache Natur der Helden hier und da die Stimme zarter Empfindung, durch ihre rohe Tapferkeit das Mitleid und die Schonung, durch ihre einfachen Mahle ein kostbares Gefäfs, durch ihre ledernen Waffenstücke ein goldenes Rüstzeug durchblicken sehen, so finden wir uns überrascht, aber auch befriedigt, denn die Natur der Menschen und die Verhältnisse ihres Lebens erklären uns das Eine wie das Andere. Hier aber handeln Automaten, deren Thaten selten aus einem inneren Triebe vor unseren Augen erstehen; wie der Dichter mit seiner Kunst, so prahlt der Held mit seiner Tapferkeit, die uns ganz gleichgültig läfst, weil wir die Quelle nirgends sehen, aus der sie fliefst, während im Homer bald die Rache, bald die Ehrsucht, bald die Noth die lebensfrohen Helden zur Todesverachtung treibt; bei Homer ist Armuth des Lebens, aber Reichthum des Geistes, hier öffnet sich durch die Prachtmahle, die herrlichen Waffen, Kleider, Edelsteine die Aussicht auf geistige Dürftigkeit; die äufsere Erscheinung spannt stets die Erwartung, die immer getäuscht wird, während sie bei dem Griechen durch die industriellen, künstlerischen, intellectuellen Vollkommenheiten, die aus dem einfachen Naturstand hervortauchen, freudig überrascht wird. Es

mangelt diesen Dichtern der Stoff, und mit dem Stoffe die Form; das geistige Leben ist gering und mit dem Leben die Kunst. Sie besitzen nicht das dem Künstler unumgängliche Geschick, dem umgebenden Leben in seiner einfachsten Gestalt die schöne Seite abzugewinnen. In der Abgeschlossenheit des ritterlichen Lebens auf Burgen, bei steten Kriegszügen und Fürstendienst mangelte das Interesse am Vaterland und der nähere Verkehr überhaupt; man kann auch aus den Geschichtwerken der ritterlichen Historiker lernen, dafs sie für die gewöhnlichen Vorfälle des friedlichen Lebens und das Treiben anderer, als ihrer eigenen Menschenclassen, keinen Sinn haben; und diese Werke erhalten eben hierdurch den Charakter der Unzulänglichkeit, den Verdacht der Unwahrheit, den Anstrich der Uebertreibung, was Alles auch den Poesien eigenthümlich anklebt. Je mehr diese Sänger den Mangel poetischer Elemente in ihrer Umgebung empfanden, suchten sie, was sie nicht in der Nähe fanden, in der Ferne, die dem Griechen unheimlich war, und in der er sich so ungewifs fand, dafs, wo er sich mit ihr beschäftigt, sein Gedicht den auffallenden Charakter des Romantischen annimmt, so dafs selbst Ariost die Odyssee so gut benutzen konnte; bei den Griechen steht die Heimath und die nationale Umgebung in vollem Lichte, hier verschwindet die Nähe und die fernste Ferne in Eins, und die menschlichen Gestalten tragen ähnliches Gepräge, indefs sie bei Homer mannichfaltig sind, wie das Leben selbst sie bietet; aus der thätigen Heldenzeit herausgetreten in die Periode sinniger Betrachtung, gaben sich diese Dichter ganz der neuen Empfindung hin; sie verloren sich in das Ideelle, das Allgemeinste und Körperlose; sie trugen es auf jede Dichtungsart über, scheuten vor den festeren, reelleren, besonderen Gestalten in dem volksthümlichen Epos, und hafteten lieber auf den formlosen Nebelfiguren der fremden Sagen, sie flohen aus der lichtvollen Wirklichkeit zu dem grenzenlosen und dunkeln Schauplatz der weiten Welttheile, wohin sie auf See- und Land- und

Luftfahrten ihre Helden führen. Eigentliche Charaktere giebt es daher hier nicht; die Menschen unterscheiden sich wohl durch Verhältnisse, Naturen und Ansichten; allein es fehlt dem Dichter das Geschick, die tausend Züge in Ausdruck, Meinung, Handlung, in Aeufserem und Innerem zusammenzustellen, die eine Individualität erst zeichnen, und ihr den Mittelpunct zu geben, der sie erst belebt; es fehlt zwischen dem inneren und äufseren Leben der Helden und Heldinnen jener geistige Verknüpfungspunkt, es fehlt das Moralprincip, das jene griechischen Heroen so herrlich belebt, das jenen schönen weiblichen Gestalten die schönen Seelen einhaucht; wo aber dies fehlt, da erscheint alles Gefühl nur als Schwäche, und alles Handeln ist charakterlos. So ist es hier überall. Die Liebesempfindungen der Besungenen entstehen und vergehen, man weifs nicht wie, jede einzelne ist hier eine Kirke und Kalypso, ohne als solche einem Zwecke des Dichters zu dienen. Alle Kraftäufserung der Männer ist darum weder geeignet, unsere Bewunderung, als Tapferkeit, noch unseren Abscheu, als Rohheit auf sich zu ziehen, so wenig wie ihre erhörte oder nicht erhörte Liebe eine Theilnahme erregt. Parzival zeichnet sich hier in einigen Beziehungen vortheilhaft aus, doch bleibt die Unerklärtheit und Unbelebtheit des Ganzen gleichwohl fühlbar, weil jenes innere Band auch hier nur in einem gewissen Sinne nicht fehlt, worauf wir sogleich zurückkommen wollen. Das Objective des epischen Stoffs, das Individuelle des lyrischen Dichters bleibt unversöhnt; es ist nicht jene Eine griechische Muse, die das Leben als Ganzes in aller Fülle der Wirklichkeit betrachtet und die der Dichter eben dann aufruft, wenn ihn die Menge der handelnden Gestalten und der Begebenheiten erdrücken will, es sind zwei getrennte Musen und zwei in sich unversöhnbare, die dies Gedicht wie die übrigen meistens beherrschen, die Aventiure und die Minne; und darin liegt symbolisch aller innere Widerspruch in diesen Werken. Die Beiden reichen sich nur dann die Hand, wenn die Liebe begei-

sternd und belebend den Helden in seinen Thaten begleitet; dies ist aber kein allgemein menschlicher Zug, sondern ein Menschen oder Zeiten eigenthümlicher, ein individueller, und dies weist uns auf eine andere Seite unseres Gedichts, wo wir, was das Leben, die Verhältnisse, die Grundlage der Sage demselben entziehen mufste, durch die Individualität des Dichters, der es schuf, ersetzt finden werden.

Ist es erlaubt, des Menschen Natur und Leben in Völkern so gut wie im Einzelnen in ihren allgemeinen Zügen gleichmäfsig zu suchen, so würden wir sagen, die Zeit der Minnesänger und ihr geistiges Treiben ist ein solches, das den Regungen entspricht, welche sich in dem Individuum bei der ersten Entfaltung des Jünglingsalters einstellen. In das wilde Spiel der Frühjugend mischt sich plötzlich eine Sehnsucht nach einem unbestimmten Etwas, neue fremde Empfindungen drängen sich in die ungestüme Lust, in die rohe Uebung der physischen Kraft spielt geistiges Bedürfnifs über, und sinnige Versenkung lähmt und spannt abwechselnd die frühere Thatkraft. Wer auf der Einen Seite das äufsere thatenreiche Leben unserer ritterlichen Welt in jener Zeit und auf der anderen ihr Gemüthsleben zusammenhält, wer sich erst in ihren Sagen und in der wirklichen Geschichte umsieht und diese Männer bald egoistisch rauben, plündern und unterdrücken, bald in Selbstverleugnung für das allgemeinste Wohl der Christenheit Gut und Blut opfern sieht, wer sich dann vertieft in ihr geistiges Leben und Weben, wo sie bei erwachender Sinnlichkeit in aller Unschuld reiner Liebe bald freudig bald trauernd dahinträumen, der wird nicht verkennen, dafs hier alle Kennzeichen und Symptome einer solchen Periode erscheinen, wie wir auch unten noch näher zu zeigen denken. Gesetzt nun, der Parzival strebe in der Form und dem Plane, wie er uns hier von Eschenbach gegeben ist, die allgemeinste Seite der zwiespaltigen Natur einer solchen Periode zu schildern, jenen Kampf der individuellen Richtung mit der universellen, der in den

Jugendjahren, wenn sich die weltumfassenden Träume strebender Jünglinge mit dem Egoismus der Knabenjahre streiten, so gewöhnlich ist, gesetzt dem Dichter gelänge es, einen Charakter zu zeichnen oder doch anzudeuten, der diesen Kampf darstelle, ihn vom Verhängnifs so führen zu lassen, dafs dieser Kampf zugleich grofs und fesselnd würde, gesetzt, wir erhielten auf diesem Wege mehr durch die Einkleidung und den Entwurf, als durch die Ausführung und Darstellung, mehr durch das Verdienst des behandelnden Dichters als der behandelten Sage ein treues Abbild der allgemeinen Natur jener Menschen und jener Zeiten, dies würde doch gewifs das gröfste Lob seyn, das wir einem dichtenden Manne sprechen könnten, und wir würden uns vor dem Genius in einem solchen Werke ehrfürchtig neigen müssen. Der Parzival aber scheint uns diese Aufgabe zu lösen, und Jedermann wird Lachmann gerne beistimmen, wenn er den epischen Plan dem deutschen Bearbeiter, und nicht dem provenzalischen Dichter vindicirt. Der rohen Kraft der Ritterlichkeit, ihrer ziellosen Thätigkeit, dem Egoismus der Gewalt und Ueberlegenheit wird hier ein Gegengewicht gegeben, in dem jene Kraft einer gröfseren untergeordnet, jene unbestimmte Thätigkeit mit Bewufstseyn auf einen Zweck gerichtet, jener Egoismus einem allgemeinen Interesse zum Opfer gebracht, die Rauhheit des kriegerischen Lebens von dem Sinnigen des Seelenlebens, von der Hinwendung zum Uebersinnlichen gemildert, indem das Irdische nicht mehr genügend gefunden, sondern ein höherer Bezug auf ein Unendliches gesucht wird, welches letztere in einer solchen Ungewifsheit und Unklarheit bleibt, wie sie eben der Sache einzig gemäfs ist; das Ahnungs- und Geheimnifsvolle, das diesen inneren Bewegungen eigen ist, liegt über dem Gedichte eben so vortrefflich, wie der grelle Widerstreit und Zwiespalt, der sie charakterisirt. Den Helden des Gedichtes zeugt ein tapfrer Vater, einer jener Unbezwinglichen, vor dessen Sturm kein Herz und keine Rüstung besteht, und den die Unruhe jener Tha-

tenlust von Ort zu Ort und zuletzt in den Tod treibt. Den ritterlichen Keim, den er mag auf den Sohn vererbt haben, hemmt die Mutter im Wachsthum, indem sie das Kind in der Einsamkeit erzieht und ihm die Welt und das Ritterleben verdeckt, wo seine sinnigere Natur in der Sehnsucht durchblickt, mit der er dem Gesange der Vögel lauscht, eine heilige Freude, die er sich aber durch Ungestümm und Einfalt, eben wie sein späteres Lebensglück, hier und da verscherzt, indem er die Sänger erschiefst. Das Gröfste, was ihm in seiner Wüste den Geist beschäftigen konnte, war eine bildliche Belehrung, die ihm seine Mutter über Gott giebt, den sie ihm als den Inbegriff alles Lichtes und Glanzes nennt, und als den Allhelfer. So glänzend fuhr nun einst die ihm lange verhaltene und verborgene Wirklichkeit des Lebens streifend an ihm vorüber, als er die ersten Rittersleute an seinem Aufenthalte vorbeiziehen sah, die ihm strahlend schienen wie der Gott, von dem ihm seine Mutter gesagt. Nun hält ihn nichts mehr, sich in dies reizende Leben zu werfen, und seine bekümmerte Mutter denkt ihn wieder zu sich zurückzuführen, wenn sie ihn recht lächerlich in die Welt schickt, die ihm so feierlich lockend schien; sie legt ihm darum ein Narrenkleid an, empfiehlt ihm aber Achtung vor Greisen, und Bewerbung um Frauenkufs und Ring. In täppischer Unbeholfenheit wirft er sich nun in Abentheuer, voll des Thatentriebs frischer Jugend, voll grofser Hoffnungen auf das neue Leben, und was mit der Narrenjacke angedeutet war, wird in der Zeichnung des Charakters des Helden und in den Situationen, in die ihn der Dichter bringt, trefflich ausgeführt: wie nämlich der erste Eintritt in die Welt wegen des Contrastes der Einbildung in dem Jüngling mit der Realität immer etwas Komisches und zugleich Rührendes an sich hat. Wie nun die Wirklichkeit des Lebens, in welches er eintritt, nirgends den glänzenden Bildern seiner jugendlichen Phantasie entspricht, zieht er sich bei der ersten Täuschung, als ihn an dem ersehnten Hofe des Artus das Betragen des Keye

abstöfst, in sich zurück und seine erste Unbefangenheit schwindet, da die Rathschläge des alten Gurnamanz auf vorbereiteten Boden fielen; zugleich regt dessen Tochter neue Gefühle in ihm auf, die nachher in Kondwiramurs einen edleren Gegenstand fanden, dessen sie sich, aber noch mit der ganzen Unschuld der unverdorbenen Jugend, bemächtigen. So mit sich beschäftigt und in sich zurückgeschreckt verträumt er das Glück, das ihm auf der Graalburg bereitet war, und recht schnell wird ihm dies verlorne Heil von Sigunen verkündet. Je greller die Täuschung, je näher der junge Abentheuerer dem gewünschtesten Ziele war, desto mehr warf er sich jetzt in Trotz und Unzufriedenheit, in Laune und stille Selbstversenkung. Wie ihn vorher das fromme Anhängen an die mütterlichen Vorschriften, das Streben nach weltlicher Ritterschaft, der Reroup, das Erwerben einer Gattin und seine keusche Liebe den Gesetzen nach des Graales bald würdig bald unwürdig machten, so wirft er jetzt die Liebe zu Gott, und das Vertrauen auf den Helfer ab, der sich ihm so wenig günstig zeigen wollte, bewahrt aber seine treue und reine Liebe, verschmäht andere Schönheit, und als Cundrie am Hofe des Artus die Tafelrunder zum Zug nach Castel Marveil auffordert und zugleich in Parcival das Andenken an den Graal erneut, treibt ihn seine sinnigere, gottesdienstliche Natur auf diesen ungebahnten Pfad, während Gawan nach Marveil auszieht. Der Dichter begleitet nun diesen, der mit irdischem Sinn, mit Kraft und Willkühr ausgerüstet, dem Parzival entgegengesetzt wird, so dafs die lange anscheinende Episode in der That ein unverkürzbarer Hauptgegenstand des Gedichts ist. Ihn wirft der Zufall und die Verhältnisse auf die Fahrt nach dem Graal, den Parzival aber sein innerer Drang; vor ihm gehen die Thaten her und der Ruhm ist sein Geleitsmann und das Glück, dem Parzival folgen wir bald in die Einsamkeit zu Trevrizent und hören die Geschichte seiner geistigen Reinigung und Zerknirschung; vor ihm thut sich die Welt voll Wunder auf, und voll lockender Abentheuer, den Par-

zival umgiebt sie mit mehr Alltäglichkeit. Trevrizent wird Parzivals Lehrer und Erlöser; er klärt ihn über den Graal auf und über sein eigenes Innere; er heifst ihn den weltlichen Rittersinn ablegen, indem er ihn sein Wegziehen von seiner darum gestorbenen Mutter und den an Ither begangenen Reroup bereuen heifst, er nimmt seine Sünden über sich, wirksamer, als er es einst vermocht hatte, da er für seinen Bruder Amfortas der Welt entsagte. So wird er denn zum König des Graals bestimmt, und zum deutlicheren Zeichen, dafs ihn nur der Trieb seiner edleren Natur und die Wahl von Gott des geheimnifsvollen Glückes theilhaftig machte, wird er zuletzt in den Kampf mit den Weltkindern Gawan, Gramoflanz und seinem Bruder Feirefiz gebracht, die sich ihm sämmtlich an ritterlicher Kraft und Kunst gleich, ja überlegen beweisen, ohne darum jenen höheren Preis und Rang ihm ablaufen zu können.

Zeigt diese Auffassung der Sage, dafs der Dichter mit grofsem Sinne seine Zeit umspannt und abbildet, so zeigen es die Einzelheiten seiner Muse nicht minder. Ist es der Dichter, dessen denkendem und beobachtendem Geiste der Widerspruch nicht entging, der zwischen der inneren träumerischen Welt des Gemüths und dem äufseren Leben ist, so mufste sich dies in seiner Darstellung nicht minder abspiegeln, als in seinem Entwurfe. Wir haben oben berührt, wie leicht dieser Contrast zu einer ironischen oder launigen Darstellung führen kann, und wie Ariost und Wieland diese mit Absicht gewählt haben, und mit desto gröfserer Entschiedenheit, je mehr sie sich mit freierem Bewufstseyn über die Welt stellten, die sie schildern wollten. Bei Wieland ist die Absicht, lachen zu machen; Ariost will nur heiter halten; Wolfram, indem er, ohne irgend Einen dieser Zwecke zu haben oder auch nur haben zu können, klar und einfach die Natur seines Vorwurfs auffafst, macht durch eben diese treue Schilderung denselben Effect, den eine ruhige Beobachtung des jungen Menschen in den Tölpeljahren auf uns macht, er hält zwischen Lächeln und Rührung;

und das ist auch die Wirkung vieler Romane Jean Pauls, der eben darum eine so seltsame Erscheinung ist, weil er frühzeitig reif mit einem wunderbaren Bewufstseyn dieses streitende Wesen der ersten Jünglingsjahre in's Auge faſste, ja zergliederte, und durch alle seine Werke fast hindurchspielen lieſs, was uns in unserer phantasielosen Zeit weniger zusagen konnte. Es ist schon, eben weil die komische Seite mit dem ganzen Geschlechte jener Zeit und seiner Denkungsart besonders für uns, die wir unsere Subjectivität mit einmischen, ganz eng verknüpft ist, in der gewöhnlichen Schreibart theils jene rührende Einfalt und Unschuld sichtbar, theils, wie bei Gotfried, jene Heiterkeit verbreitet, theils, wie fast in allen Gleichnissen und Bildern, durch das Zusammenhalten des Sinnlichen und Uebersinnlichen, die Elemente zum Witz gegeben, wie in ähnlichen in sich widerspruchsvollen Handlungen und Begebenheiten die zum Humor. — Solche Bilder und Vergleichungen sinnlicher und unsinnlicher Gegenstände, wie

> diz bispel — kan vor in wenken
> rehte alsam ein schellec hase,

oder:

> Vrou Herzeloydc gap den schin,
> wärn erloschen gar die kerzen sin,
> da waer doch lieht von ir genuoc.

oder:

> valsch geselleclicher muot
> ist hoher werdekeit ein Hagel;

oder:

> so waer min bester sin ein tor, u. dergl. m.

sind in diesen Poesien, und in anderer Art in Jean Paul, eben so gewöhnlich, wie sie bei den Griechen unerhört sind. Bei Wolfram aber ist viel Komisches eigenthümlich, wie er denn z. B. das Jean Paulische „Ungleich" launig anwendet: „Ist etwas lichter als der Tag, dem glich nicht Belacane (die Mohrin)." Anwendung eines Besonderen statt eines Allgemeinen, eines Namens für eine Gattung steigert den komischen Effect; dergleichen

findet sich mehrfach, wie wenn er von einem seiner Helden sagt: „Wo der Gefecht zu finden dachte, da mufste man ihn binden, oder er war dabei; nirgends ist der Rhein so breit, säh er am andern Gestade kämpfen, er würde das Bad nicht scheuen." Seine Uebertreibungen zielen bei ihm fast auf komische Wirkungen; Gynover bringt es bei Artus dahin, dafs Segramors mit Parzival kämpfen darf:

do sim die âventiure erwarp,
wan daz er niht vor liebe starp,
daz ander was da gar geschehen.

Wenn beim Homer Ajas mit einem Esel verglichen wird, denkt gewifs Niemand an Muthwillen des Dichters; aber bei Wolfram?

Ir munt, ir ougen, unde ir nasen,
baz geschiet an spizze hasen,
ich waene den gesaht ir nie,
dan sie was dort unde hie,
zwischen der hüffe unde ir brust. —
Irn gesaht nie ameizen,
diu bezzers gelenkes pflac,
dan si was da der gürtel lac.

Wenn er den lächerlichen Contrast empfindet, der in der Aventiure liegt, wo Parzivals physische Kraft in demselben Augenblick zu einer ungewöhnlichen Höhe steigt, als er über dem Anblick von drei Tropfen Gänseblut im Schnee seiner Kondwiramurs gedenkt und über minniglichen Gedanken brütet, und alle Seelenkraft dabei zu verlieren scheint, so hält er die Frau Minne an und fragt sie ernstlich, warum sie männlichen Sinn und herzhaften hohen Muth so „enschumpfire." Und endlich bekennt sich Wolfram selbst zu der Sünde des launigen Spottes, wo er von der ärmlichen Nahrung spricht, mit denen sich Trevrizent und Parzival im Walde begnügen mufsten:

Swaz da was spise für getragen,
beliben si da nach ungetwagen,
daz enschadet in an den ougen niht,
als man fischegen handen giht.

Ich wil für mich geheizen,
man mähte mit mir beizen,
waer ich für vederspil erkant,
ich swunge al gerude von der hant,
bi selhen kröpfelinen
taete ich fliegen schinen!
— Wes spotte ich der getrüwen diet?
min alt unfuoge mir das riet.

Wir schliefsen nun mit der wiederholten Bemerkung, dafs das damalige Leben in diesem Epos vortrefflich von seiner charakteristischen Seite geschildert ist und von der geistigsten, die es bietet, wir fügen aber hinzu, dafs, wie wir die bezeichnete Lebensperiode und den ihr eigenen Kampf nie ohne die Sorge betrachten, ob auch der Sieg nach der guten Seite hin neigen werde, so auch diese ganze Zeit und ihre Literatur etwas Spannendes, Beängstigendes für uns hat, weil uns hier eine Uebergangsepoche in einer Art von Beharrungszustand geschildert wird, und wir glauben, dafs, so viel Poetisches die Innigkeit, die Einfalt, der Jammer und das Glück einer solchen Zeit auch darbietet, doch der Hauptgrund, warum uns weder diese alten, noch ähnliche Dichtungen, wie die von Jean Paul, nicht zum dauernden Genufs, sondern nur zur Befriedigung unseres Interesses an der menschlichen Natur und ihren Eigenthümlichkeiten überhaupt zusagen, darin liegt, dafs der kräftige und thätige Mann überall Handlung und Bewegung im Leben und in der Kunst sucht, und dafs ihm selbst das heilige Gefühl der reinsten Liebe, das so warm aus diesen Dichtungen spricht, dann als ein Ausdruck der Schwäche mifshagt, wenn es zum Mittelpunct alles Dichtens und Trachtens gemacht und nicht zu einem gröfseren Streben in höhere Beziehung gebracht wird.

Wir könnten, wenn es unsere Absicht wäre, eine vollständige Beurtheilung des Parzival zu geben, und nicht blos einige Züge zur allgemeinen Ansicht der Zeit zu entwerfen, in welcher er entstand, noch mancherlei keineswegs unbedeutende Vorzüge dieses Gedichtes hervorheben. Schon die Wahl und Schilderung eines sol-

chen Helden zeugt von des Dichters Tiefe. Der Stoff der gröfsten Epen liegt gewöhnlich mehr in den gemeinsamen Handlungen und Begebenheiten ganzer Volksmassen, in denen die Stärke des Gemeingefühls waltet (Ilias, Nibelungen), und in diesem Sinne haben auch die einzelnen epischen Dichter späterer Zeiten oft ihre Materie gewählt, wie Tasso, Camoens, Ercilla; ja Milton und Klopstock haben, da sie Individuen besangen, wenigstens solche gewählt, in deren Leben und Wirken der Stoff zu grofsen Weltschicksalen lag. Eine andere Klasse von Epen beschäftigt sich ursprünglich mit einzelnen Helden, und dies scheint eine Eigenheit der Keltischen Dichtungen zu seyn, wie sie es bei Ossian ist; der allgemeine Grund dieser Eigenthümlichkeit mag die insularische Heimath solcher Dichtungen seyn (Ossian, Odyssee, Gudrun); doch wählten die besseren Werke dieser Art immer in ihren Heroen einen Repräsentanten grofser Begebenheiten in den Nationen, wie es Odysseus ist, und ein solcher Vertreter der Bestrebungen einer ganzen Zeit ist auch Parzival. — Wollten wir ferner auf die Anordnung unsers Gedichtes sehen, so würden wir jene Retrogradation, jene Hemmung des Fortschreitens der Handlung, die Göthe mit so vielem Fein- und Scharfblick als ein wesentliches Motiv des Epos bezeichnet hat, als ein grofses Document für des Dichters unbewufst wirkenden Genius nennen, da sie hier auf eine ganz eigenthümliche Weise eingeführt ist, die sich eben so bestimmt von der Art unterscheidet, wie diese Retardation in dem griechischen Epos erreicht ist, wie sich dasselbe Motiv in den Nibelungen wieder von beiden verschieden gestaltet, wo der sonst ungewöhnliche tragische Ausgang des Epischen Gedichts verlangte, dafs auf das furchtbare Ende ahnungsvoll vorbereitet werde, was durch die bänglichen Jahre von Chrimhilts Wittwenthum und neuen Ehestand vortrefflich erzweckt wird. Ganz originell und überraschend finden wir in dieser Hinsicht, dafs Parzival den Grund dieser Verzögerung wie sein eignes Verhängnifs in sich selbst mitträgt; wir können

aber an diesem Orte nur darauf hindeuten, so sehr wir uns versucht fühlen, über diese höchst interessanten Puncte in beiden genannten deutschen Epen ausführlicher zu seyn.

Es war nicht die Dichtung einer männlichen, sondern einer jugendlichen Zeit, die wir kennen lernten. Wir wollen sie auch von der lyrischen Seite betrachten, um noch einen weiteren Schritt zu ihrer Kenntnifs zu thun. Den Mittelpunct ihrer lyrischen Kunst macht eben jene Liebe, die, obzwar einzelne Dichter und Gedichte sie in höheren Bezug mit des Menschen moralischem Leben setzen, doch mit diesem innern Leben zu sehr in Eins zerfällt. Wenn die Liebe das ganze Wesen eines Mannes im eigentlichen Sinne dauernd beherrscht, dann verleugnet er seine Mannesnatur und geräth in die Sphäre des Weibes, das von diesem Einen Gefühle sein ganzes Leben bestimmen läfst. Den allgemeinen Charakter des Weiblichen (wir sagten vorhin des Kindlichen; beides aber entspricht sich anerkanntermafsen in vieler Hinsicht) trägt aber die Cultur der Zeit, mit der wir uns beschäftigen, im Gegensatze zu der männlichen griechischen, ganz entschieden in allen ihren Theilen. Wir können dies hier natürlich nur an unserem diesmaligen Gegenstande und auch da nur mit Wenigem erläutern, wünschten aber, dafs ein in Physiologie und Geschichte Wohlbewanderter die höchst reizende Zusammenstellung aller einzelnen Züge in den verschiedenen Zweigen der Literatur und Kunst machte, die diesen Charakter bedingen, und man würde finden, dafs im Grofsen wie im Kleinen das Analoge in die Augen springt. Wir führen statt aller Beispiele das Eine an. Die Physiologen vindiciren die sphärische Form (als das Indifferente) dem weiblichen Geschlechte als Bezeichnung seines allgemeinen Wesens, die Linie (als den Gegensatz) dem männlichen. Nun betrachte man nur in der griechischen Baukunst das Herrschen der Linie, die sich selbst in die Säule eindrängt (Kanellirung), und die Neigung zum Sphärischen in der byzantinischen und deutschen, wo

selbst in den eckigen Bündelsäulen das Gerundete dominirt. Die lyrische Dichtkunst unserer Minnesänger trägt nun eben so die Züge der Weiblichkeit, die sich in Empfänglichkeit und Reizbarkeit, in der Richtung nach dem Allgemeinen, in der Freude an dem Ganzen der Natur, in selbstgenüglicher Beschränktheit, im Gefühlsleben und in tausend andern Zügen kund giebt. Ganz anders die griechische Lyrik! Der Grieche, um im Bilde zu bleiben, war ganz Knabe; in seiner jungen Einbildungskraft wälzte sich in Vorahnung schon das ganze Leben, in schaffender Thätigkeit suchte sie den grofsen Stoff zu bewältigen, warf sich mit ungemeiner Energie auf jede Erscheinung, und zog Alles in den Kreis der Dichtung und Kunst. Die Poesie schuf die Göttergestalten und legte die erste Hand wieder an sie; sie führte fremde religiöse Vorstellungen ein und warf sie in einer Reformationsperiode wieder ab; nichts war dem künstlerischen Genius der Griechen zu hoch und heilig, er ordnete sich Alles unter und webte über ihrem ganzen Treiben und Leben, denn seine Productivität übertraf die einer jeden andern Geisteskraft unter ihnen. Hier rang sich die Kunst empor zu einer gesetzgebenden und sittengestaltenden Macht, in Deutschland und überall in der neuen Zeit kam sie nie fast aus der Dienstbarkeit; Christenthum, Ritterthum, Frauendienst lenkten die Poesie auf eine vorgezeichnete Bahn, während sie in Griechenland je schrankenlos blieb. Den erobernden, männlichen Charakter hat die Lyrik der Griechen, wie ihre gesammte Kunst, und jenes Element der Liebe, das bei ihnen nur nicht das Vorherrschende, geschweige das Einzige ist, hat ihn eben so. Sie steht so wenig wie die der Minnesänger in einer bestimmten Beziehung mit dem geistigen Leben des Griechen, aber sie steht in der engsten mit seinem Auge und seiner sinnlichen Empfänglichkeit, was, wir mögen von welcher Seite wir wollen, auf den Grund der Verschiedenheit alter und neuer Kunst zurückgehen, immer das unterscheidendste Merkmal bleiben wird. Diese Lieblinge der Natur sahen und

hörten und empfanden ganz anders als wir; die glücklichste Mischung von Allgemeingefühl und individueller Selbständigkeit gab den Werken ihrer Kunst und Literatur jene Grazie und Freiheit, jene Ruhe und Bewegung zugleich, nach denen wir Späteren nur ringen und streben können, ohne je auf den ähnlichen Erfolg hoffen zu dürfen. Gegen diese ihre feine Sinnlichkeit haben die Deutschen ihre Gemüthlichkeit zu setzen, und wenn wir streng scheiden wollen, so können wir sagen, jene fehlt den Germanen und diese den Hellenen. Wenden wir das auf die Liebe an, so finden wir, daſs die sinnige des Deutschen mehr dem Weibe, die sinnliche des Griechen mehr dem Manne entspricht. Wir finden hier in dem Weibe eine Strenge, die ein Grieche nie hätte schildern können, die auch mehr ist als die natürliche Sprödigkeit und Passivität des Weibes, und an die karrikaturartige Uebertreibung dieses Zuges erinnert, der in dem hohen Norden noch in den Sitten der Völker heimisch ist; den liebenden Männern fehlt hier die Eroberungslust, sie sind immer die Besiegten, dies aber scheint uns ein verkehrtes Verhältniſs, und das stolze Vertrauen und die Siegeslust im Anacreon scheint uns der Natur näher und der Kunst günstiger. Jene Selbstquälerei in der Liebe, wie sie hier in ewigem Klagen und Freuen bis zum Ueberdruſs vorkommt, ist mehr Weiberart; der Mann quält sonst eher die Geliebte, was Göthe in der Laune der Verliebten dramatisirte, oder der Edlere fühlt sich über Miſstrauen und dergleichen erhaben, ist im Siegesbewuſstseyn eingebildet auf seinen Werth, und bricht stolz, wo er sich zurückgesetzt sieht. Das treue Anhängen an dem Einen Gegenstande der ersten Wahl, das hier durchgängig in allen Liedern vorausgesetzt wird, ist ein weiblicherer Zug, das unstete Flattern des Anacreon ist männlicher. Die Heiligkeit, die von der Jungfrau Maria auf das weibliche Geschlecht überging, trug dazu bei, jene Scheu wenigstens im äuſseren Verkehr im Manne aufrecht zu halten, von der der Grieche seiner Stellung zu dem Weibe nach nichts wuſste; daher ist

fast nirgends bei den Minnesängern das Feuer glühender Leidenschaft, aufser wo wie etwa im Tristan eine wirkliche Annäherung an das Sinnliche statt findet, wo wir überrrascht in Blanscheflur die Liebe zu Riwalin einmal entstehen sehen, indem sie bald durch das Auge, bald durch das Ohr, bald durch den persönlichen Verkehr mit ihm beschäftigt ist, dann mit sich zu Rathe geht, wieder sieht und endlich ihr wallendes Herz überwallt, als sie von des Mannes tödtlicher Krankheit hört. Sonst aber herrscht in der Lyrik überall stille Glut; ihre hohen Lieder selbst sind Erinnerungen voll Sehnsucht und Wehmuth. Gröbere Sinnlichkeit und wahre ideelle Gröfse ist in der Liebe dieser Ritter selten; beides ist dem Manne eigen. Selten sind solche Erscheinungen, wie wenn bei Walther das im Genufs der Liebe glückliche naive Mädchen freudig daran zurückdenkt, oder wenn der ernstere Mann seine Liebe höheren Principien unterordnet. Das wahrhaft geschlechtliche Verhältnifs, wo das Weib nicht streng, sondern pflegend zu dem Manne steht, nicht abstofsend, sondern nur weichend, nicht finster und streng, sondern heiter, nicht stolz, sondern eitel und kokett, ist hier nicht zu finden; bald ist das Weib hier abweisend und unbesieglich, bald dem Genufs rasch hingegeben. Die Ursache des Einen und den Weg zum Anderen, was beides eigentlich der wahre Vorwurf für die Dichtung wäre, erfährt man nirgends, als wieder etwa im Tristan; diese Künstler wählen sich das Unvortheilhafteste, sie schildern Wirkungen ohne die wirkenden Kräfte, Erfolg ohne Anstrengung, so wie unzählige Lieder eine Klage erheben, ohne dafs man ein Hindernifs sähe oder ein Leid. Die Weiber sind hier Männer in der Liebe, die Männer sind Weiber. Im Epos werfen sich die Heldinnen ohne Weiteres gemein weg, oder sie stofsen wie Männlinge ab und kämpfen und balgen. Die griechische Kunst überliefs mit unendlich feinem Geschmack die Amazonen der Sculptur, wo neben den Hermaphroditischen Bildungen, neben Artemis und Dionysos diese Figuren treffliche Aufgaben

waren, aber aus der Poesie blieb die Sage von ihnen verbannt. Wie wenig erfahren wir von diesen Dichtern, deren ganzes Leben dem Dienst der Frauen gewidmet war, über das Wesen der Liebe und ihre verborgeneren Eigenschaften, wie wenig über weibliche Natur und Sitte. In Griechenland, wo sich das Weib in so ungünstigen Verhältnissen sah, welchen Tiefblick können wir da in der Zeichnung jener Helena entdecken! wie fein sind die Züge schnell geschmeichelter Selbstgefälligkeit und Sittsamkeit bei überströmenden innerm Gefühle in jener Nausikaa angedeutet; in Penelope, wie zieht durch die andauernde Treue zu dem Gatten im fernsten, kaum mit unbewaffnetem Auge zu erkennenden Hintergrunde das kleine Wohlgefallen der Eitelkeit durch, sich von so vielen edlen Jünglingen so stürmisch begehrt zu sehen, ein Wohlgefallen, das sie selbst in ihrer eignen Seele nicht entfernt finden oder gar sich gestehen würde, die von Pflichtgefühl und Stolz auf den löwenherzigen Gemahl so voll ist.

Wir wollen mit dieser Gegeneinanderstellung nicht sagen, dafs die Minnepoesie unserer Ritter ganz arm an Zügen sey, die der Natur mit Glück abgelauscht sind. Weil eben dies feine Gefühl herrscht und dauert, so ist es innig und weit; weil ihre weltliche Liebe so nahe Verwandtschaft mit der himmlischen zu der Gottesmutter hat, so ist sie heilig und hehr; weil die Dichter in ihrer gröfseren Empfänglichkeit keinen starken gröberen Reiz ertragen, halten sie sich mit ihren Gesängen von dem wirklichen Leben fern, schwärmen ganz in ihrer unendlichen Empfindung, schweben nur im Allgemeinsten, ein Besonderes tritt selten hervor, das Vortretende ist nicht bestimmt, das Bestimmtere selbst ist in unvollendeter Gestalt, ungefüge und unhandlich. Dies giebt ihrer Lyrik einen Zug von Stetem und Sanftem. Im Allgemeinen ist glücklich die verborgenere und rückhaltendere Liebe des Weibes gegen die zudringliche des Mannes, aber jene nur zu grell, diese zu matt geschildert; man merkt die ideellere Natur des Weibes in dem Abweisen

der sinnlichen Begierden des Mannes. Ist einmal des Mannes Neigung fixirt, so ist das Vernachlässigen anderer Frauen ihm eigen; das Weib sieht neben dem Manne ihres Herzens die Aufmerksamkeit der Anderen noch gerne: dies ist ein vortrefflicher Grund, auf den jene ewigen Klagen in den Minneliedern gebaut sind, nur Schade, dafs man ihn hinzudenken muſs, daſs er nirgends aus Ungewandtheit, oder, was wir als das Wichtigere gleich näher bemerken wollen, aus der Einwirkung des Gefühls auf die Dichtung, in der ästhetischen Form ausgedrückt ist. Wo aber einmal gereizte Eitelkeit und Eifersucht deutlich ausgesprochen wird, da wird die Wirkung sogleich vollkommener; nur fallen sie dann leicht, bei ihrer sonst herrschenden Scheu vor dem Materiellen und Bestimmten, ins Gemeine, wovon uns Nithart ein Beispiel für alle ist. Ein gleichmäſsiger Grundton in der Liebe der Frauen, dem leidenschaftlichen Affect des Mannes gegenüber, ist hier und da fein, aber eben selten angedeutet. Das Unbegreifliche, Plötzliche, Unerklärliche der Liebe sprechen sie naiv und wahr aus; ihre Herzen liegen offen, alles Aeuſsere ist nur ein dünner Duft, der den inneren Zustand der Seele nirgends verdeckt, nirgends aber auch bestimmt und klar vorhebt. Wollen wir uns endlich in die Natur der sogenannten ersten Liebe, wie sie in eben jenen Zeiten, die wir oben bezeichneten, herrschend ist, versetzen, dann werden wir alles Lob und allen Tadel wiederholen können, die wir oben aussprachen, als wir die Bemerkungen über den Parzival schlossen. Es ist d i e Art der Liebe geschildert, die jenes Geschlecht durchdrang und beherrschte; diese aber ist eine vorübergehende, und irrt von dem allgemeinen Charakter der Liebe vielfältig ab. Daſs diese Liebe damals das ganze Leben ausfüllte, die Thätigkeit des Mannes ganz durchdrang, der Mittelpunct seines inneren Seyns, Mittel und Zweck für das moralische Leben zugleich war, dies hatte auf die Gestaltung der Lyrik den schädlichsten Einfluſs. Diese Dichter redeten meist in Gefühlen, von denen sie selbst

voll waren; sie malten eine Leidenschaft, in der sie selbst glühten. Daher rührt in so vielen Gedichten das Ringen eines wallenden Gefühles mit einer stockenden Sprache, denn das offenbare Vorwalten der im Gedicht erscheinenden Empfindung in dem Dichtenden kann nie in einem wahrhaft dichterischen Genius statt haben. Fast alle poetische Wirkung, die diese Gedichte machen, schreibt sich von dem Antheil her, den jeder Fühlende oder Liebende an dem Fühlenden und Liebenden nimmt, jeder Traurige mit dem Klagenden, jeder Freudige mit dem Frohen; es ist die innige warme Empfindung, der reizende Stoff, der kindliche Ausdruck offener Herzen, der uns gefällt; allein in der Poesie soll nicht die Materie und die Empfindung wirken, sondern die Form und die Phantasie.

Haben wir mit dem bisher Gesagten dem Leser vielleicht keinen günstigen Eindruck und keine grofsen Erwartungen von dieser Poesie gegeben, so sind wir so glücklich, diese Unannehmlichkeit vergüten zu können. Wir müssen nie vergessen, dafs bei einer so verbreiteten und allgemeinen Kunst, wie der lyrische Gesang im Mittelalter war, die Masse der Producte mittelmäfsig seyn mufste, und wenn wir mit den griechischen Resten vergleichen, so müssen wir uns erinnern, dafs ein wohlmeinendes Geschick uns aus unzähligen Werken fast nur Meisterstücke bewahrte. Es ist billig, dafs wir die Koryphäen unserer mittelaltrigen Kunst ins Licht setzen und die vielen bedeutenden Dichter in Schatten stellen, sonst machen wir uns niemals von dem üblen Eindruck los, den uns ihre Dichtungen im Allgemeinen machen. Von dieser Seite beklagen wir am meisten, dafs unsere Literarhistoriker keine anderen Vorbilder haben, als die Forscher; für diese ist es Pflicht, Alles aufzusuchen, für jene, auszuscheiden und vom unbedeutenden, zwecklosen und überflüssigen Stoff die Geschichte zu reinigen. Wir haben oben den Parzival als ein Muster von epischer Erfindung anführen können, wir konnten auf den Tristan als eine merkwürdige Ausnahme in Bezug auf dichte-

rische Darstellung hindeuten; im Lyrischen nennen wir den Walther von der Vogelweide noch viel entschiedener als einen Mann, der, seinen Zeit- und Dichtergenossen gegenüber, kaum ihnen anzugehören scheint, einen Dichter, der in den Händen eines jeden guten Deutschen seyn müfste. Es kann kaum eine Vergleichung statt haben zwischen der grofsen Mannichfaltigkeit des Stoffes in dem Büchlein seiner Lieder (das in kleinem Raume eine solche Fülle von Belehrung und Erbauung, von Schönem und Grofsem enthält, das mit so wenigen Strichen eine so vollendete Zeichnung eines so reichen und tiefen Charakters, eines so glänzenden und weiten Talentes entwirft, dafs ich in alter und neuer Zeit kaum ein ähnliches Werkchen wüfste), und der beschränkten Armuth in den endlos gedehnten Epen, oder welchen anderen Werken der Zeit. Wie wäre diese ganze Welt voll von Gegenständen aller Art, des Heiligen und des Weltlichen, des Grofsen und Kleinen, des Ernsten und Heiteren, aus Staat und Himmel, aus den fernsten Gründen des menschlichen Herzens und der näheren Quelle tändelnder Erholung, wie wäre, sagen wir, ein Geist, der dies Alles umfafst, zu vergleichen mit der Selbstgenüglichkeit der meisten übrigen, mit der flachen Allgemeinheit ihrer Kunst, mit der Enge ihres Gesichtskreises, wie wäre dieser wackere und kernvolle Charakter, der von der Kirche kein Dogma, von der Fremde keine Sitte, von der Heimath keine Fessel erträgt, der von seinem Herzen keine Verweichlichung duldet und keine Entfremdung von der Welt, aber eben so wenig der neuesten Zeit und ihrem Einflufs erliegt, zu betrachten neben der verschwimmenden körperlosen Natur der Anderen, deren Klagen und Freuden, deren Liebe und Hafs in nebliger, eintöniger Höhe schweben, die ihre dunklen Gefühle auf einem dunklen Gegenstande haften lassen, oder ihre Helden aus dem Kreis der Wahrheit und der bestehenden Wirklichkeit wegrücken, in der sich Walther in seinem wahren Elemente findet. Es giebt keine wahrere Bezeichnung der Werke dieser Lyriker, als die Grimm

gegeben hat, daſs ihnen die Besonderheit abgeht; bei Walther kann man es ungefähr umkehren. Selbst seine Liebeslieder werfen uns nicht ewig, wie die des Ulrich von Lichtenstein, von Freud zu Leid, von Klage zu Hoffnung, von Muth zu Unmuth, halten uns nicht, wie die Reimars des Alten, in einem anhaltenden Klageton, durch den nur einmal eine Zeit der Lust durchzieht, die ihn wohlthätig unterbricht und unter den Schatten ein hebendes Licht wirft, haben auch nicht ihr Verdienst in der mehr künstlerischen Behandlung, mit der Heinrich von Merungen, feurig, edel, tief empfindend, von mehr ästhetischer Höhe, sein Leid als jene Bitterkeit mildernd malt, die der Süſsigkeit heftiger Liebe stets beigemischt ist, sie sind auch nicht so selten und in so naher Beziehung mit der übersinnlichen Liebe zur Jungfrau wie bei dem zelotischeren Reimar von Zweter, ihre Besonderheit liegt auch nicht in Zufälligkeiten seines Lebens, wie z. B. die von Burkart von Hohenvels in jedem Bilde den Jäger verrathen, sondern wo sie Liebe und Liebesgefühle dichterisch schildern, leiten sie auf die Quelle derselben zurück, wo sie das Wesen der Liebe betrachten, weisen sie grundsätzlich auf ihren Werth zur Sittigung des Menschen, kennen ihre Macht und ihre Natur nicht in unklaren Bildern, sondern nach deutlichen und faſsbaren Eigenschaften und Aeuſserungen. Walther ist nirgends vom Gefühl hingerissen, sondern seine dichterische Schöpfungskraft waltet frei darüber; die Liebe beherrscht ihn nicht, er setzt die Tugend nicht in sie allein, überhaupt nicht, wie das Weib, in's Gefühl, sondern männlich in Grundsatz und Einsicht. Bei ihm ist des Mannes und Weibes unterscheidende Zierde, was stets den ächten Charakter in beiden Geschlechtern allein gründen kann, beim Manne die Eigenschaften des Geistes, bei dem Weibe die der Seele; wie er selbst überall mit offenem Sinn und freiem Geiste die Erscheinungen des Lebens wägt und miſst, mag er als Muster einer kräftigen und doch innigen Mannesnatur gelten; seine Frauen haben den Sinn, mit der Erscheinung sittlicher

Reinigkeit in schöner Form, mit Sitte, Anstand und Schicklichkeit triumphiren zu wollen, Zucht und Treue ist ihr Stolz, Verständigkeit und redliches Bestreben der der Männer, *) und dazu tritt dann froher Verkehr und Frauendienst erhöhend und verschönernd hinzu. Ich wüſste nicht, daſs ein Veldegk, den die damaligen Dichter darum preisen, oder daſs überhaupt irgend ein Anderer den Werth der Frauen so groſs und herrlich gefaſst, so innig und warm gesungen hätte wie er. Wir weisen auf p. 21: *Durhsüezet und geblüemet sint die reinen frouwen etc.* und: *Vil süeze frowe hohgelopt mit reiner güete etc.*, wobei wir uns ein für allemal gegen die Kritik erklären müssen, die einem so umfassenden Genius einen etwas geänderten Ton, wie hier und in dem Tagelied p. 88. nicht zutrauen will. Denn in diesem Manne ist eben das die groſse Seite, daſs er das, was dem gemeinen Menschen widersprechend scheint, auf seiner Höhe umspannt und versöhnet. Mit seinem Ernste könnte es sonst streiten, wenn er, der sonst in der Natur sich Trost holt im Liebesgram oder in der seligen Erinnerung, auch einmal zum unschuldigen Spiel der Kinder greift; **) es könnte streiten mit der groſsen Heiligkeit, mit der er von der Liebe spricht, mit der Blödigkeit und Scheu, die er vor der Angebeteten empfindet, wenn er ein andermal mit Glück nach Gabe und Gunst ringt, wenn der Genuſs ihn freut, wenn er jene Lieder singt, die keiner mystischen Deutung und keiner moralischen Vertheidigung bedürfen. Als die Liebe und der Liebesgesang seine alte Würde verlor, und Unsitte eindrang, da zog er sich, der nie den schlimmen Frauen

---

*) p. 48. Wir man wir wellen daz din staetekeit
in guoten wiben gar ein krone si.
kumt iu mit zühten sin gemeit,
so stet din lilje wol der rosen bi. —
Ich sage iu wer uns wiben wol behaget:
man, der erkennet übel unde guot,
und ie daz beste von uns saget etc.

**) p. 65 sq. In einem zwivellichen wan etc.

Lob gesungen hatte, aus dem Minnegesang zurück. *) Dafs die trüben Blicke Walthers auf die Vergangenheit launische Ausbrüche des hohen Alters sind, das auf das Treiben der jungen Welt mifsfällig herabzusehen pflegt, könnte wohl seyn; den Jüngling Walther sieht man in seinen Gedichten Mann und Greis werden; man erkennt den Muthwillen der Jugend, den Ernst und die Reife des Mannes, den rechnenden Ueberblick auf den zurückgelegten Lauf durch's Leben, als er im Greisenalter angelangt war. Dafs aber in der That das zarte Verhältnifs dieser höfischen Dichter zu den Frauen, das im ersten Keim dieses Gesanges eine reizende Blüthe gehabt haben mochte, sehr bald ausarten mufste, wird wohl jedermann aus der Natur der Sache von selbst erklärt finden. **) Auch behagte ihm die düstere Ansicht der Welt nicht, und er wehrte sich lange gegen Anderer Klagen über die schwindende Zucht, allein er mufste zuletzt seiner eigenen Ueberzeugung weichen; ***) auch klagte er nicht über die verfallene Liebe aus Unglück im Lieben, noch über die verfallne Dichtkunst aus der grämlichen Unzufriedenheit der Dichterlinge, von deren Machwerken sich das Volk hinwegwendet mit Verachtung. Er ist

---

*) p. 48. Hie vor do man so rehte minneclichen warp,
do waren mine sprüche fröidenriche,
sit daz diu minnecliche minne also verdarp,
sit sanc ouch ich ein teil unminnecliche.
iemer als ez danne stat,
also sol man danne singen.

**) p. 90. Hie vor, do ir (der Frauen) muot uf ere stuont,
do was diu welt uf ir genade fro;
hei wie wol man in do sprach,
do man die fuoge an in gesach!
nu siht man wol,
daz man ir minne mit unfuoge erwerben sol.

***) p. 121. Die grisen wolten mich des überkomen,
diu werlt gestüende truerclicher nie
und hete ze fröiden abgenomen.
do streit ich zornliche wider sie,
si möhtens wol gedagen, ez würde niemer war
mir was ir rede swar. Sus streit ich mit den alten:
die hant den strit behalten Nu wol lenger denne ein iar.

überhaupt kein schwarmsichtiger Ascet; vielfach getäuscht von der Welt zieht er sich resignirend auf sein Inneres zurück und sagt der Trügerin Lebewohl, aber ohne Verachtung und Geringschätzung, ohne Bitterkeit und Härte; *) er lebt arm in Zufriedenheit, ohne des Wohlstands Vortheile zu misſachten, **) aber wohl wissend, daſs ein Kameel eher durch ein Nadelöhr gehe, als daſs ein Reicher in's Himmelreich komme. ***) Er hat der Welt Freuden genossen und wendet ihr mit Bewuſstseyn und Ueberzeugung, mit ruhiger Ueberlegenheit den Rücken zu; ihn hört man gerne Moral predigen, denn es predigt kein blutloser Pedant, dem das Märtyrerthum ein Spiel ist, es lehrt kein scrupulöser Moralist, kein Tugendheld, kein Frömmler; er läſst die Welt auf sich wirken, und tritt ihr entgegen, wie sie ihn anregt; †) gerichtet auf's Gute, giebt er sich nicht zum Spielzeug der Schurken hin; er hat bittre Erfahrung mit Freunden gemacht, dem treuen bleibt er „ein löthig und wohlgevieret," den treulosen ballt er sich in der Hand und rollt ihnen dahin. ††) Ihn hört man gerne von Mäſsigung und

*) p. 101. Fro welt, ich han ze vil gesogen:
ich wil entwonen, des ist zit.
din zart hat mich vil nah betrogen,
wand er vil süezer fröiden git. etc.

**) p. 48. Wie frou saelde kleiden kann etc. — und p. 55. Fro saelde teilet umbe sich. etc.

***) p. 8. Ja leider desn mac niht gesin,
daz guot und weltlich ere
und gotes hulde mere
zesamene in ein herze komen.

†) p. 47. Zwo fuoge han ich doch, swie ungefüege ich si:
der han ich mich von kinde her vereinet;
ich bin den fron bescheidenlicher fröide bi,
und lache ungerne so man bi mir weinet.
durch die liute bin ich fro,
durch die liute wil ich sorgen.
ist mir anders denne also,
waz darumbe? ich wil doch borgen.
Swie si sint so wil ich sin,
daz si niht verdrieze min.

††) p. 79. Swer mir ist slipfic als ein is
und mich ufhebt in balles wis,

Bezähmung reden, der die Leidenschaft kennt; und wenn er seinen Blick auf die Gewalt der menschlichen Natur wirft und die Kraft der Erziehung erwägt, bewundern wir die Tiefe seiner Einsicht, die jetzt Convenienz und Anstand mit dem Stocke lehrt und dann sich unwillig weg-wendet, wenn man Sitte und Ehre mit Schlägen hervor-zurufen denkt, wo sie auf Worte nicht folgen. Ein Bewunderer der Milde und Freigebigkeit, mifsbilligt er das wirre Gedränge an Landgraf Hermanns Hof, wie auch Wolfram mit ihm thut; ein deutscher vaterländi-scher Mann, nicht weil ihn der Zufall auf diese Scholle geworfen hatte, sondern weil ihn seine Weltkenntnifs und Wahl auf die biedere Nation zurückwies, *) tritt er mit Heftigkeit und Bitterkeit gegen die Herrenlosigkeit, die Unordnung und Schwäche des Reichs; vertheidigt dessen Unabhängigkeit von der Kirche und trotzt dem Banne mit Christus Lehre: Gebt dem Kaiser was des Kaisers, und Gott was Gottes ist. Mit Kraft und Zorn tritt er gegen das Pfaffenwesen, die Gleisnerei und Weltlich-keit der Geistlichen, gegen das Unwesen des römischen Hofs, **) sonst aber treu der Kirche, ein frommer und heiliger Mensch. Zufrieden lobt er an sich seine gut-artige Natur, die ihn selbst, wenn er die Macht dazu hat, nicht der Rache gedenken läfst, ***) und dann betet er mit erschütternder Innigkeit, dafs ihm die Feindesliebe fehle und dafs er Gott nicht preise, und blickt dabei mit eben solcher Schärfe in sein Herz, als er mit kindlicher Offenheit beichtet, ohne den kräf-

---

sinewell ich dem in sinen handen
daz sol zunstaete nieman an mir anden,
sit ich dem getriuwen friunde bin
einloetic unde wol gevieret;
swes muot mir ist so vech gezieret,
nu sus nu so, den walge ich hin.

*) Das herrliche Lied auf p. 56 sq.

**) Auf p. 33. 34. und sonst.

***) p. 62. Ob ich mich selben rüemen sol,
so bin ich des ein hübescher man,
daz ich so mange unfuoge dol,
so wol als ichz gerechen kan.

tigen Ton der Männlichkeit zu verlieren. *) Seine Mystik ist voll Bestimmtheit und Schärfe; versenkt in die Gedanken über das Wesen der Gottheit verlacht er die Grübler, die da wissen wollen, was niemals gepredigt und gekündet ward. Herrliche Feierlichkeit und ein ungetrübter unerschütterlicher christlicher Glaube spricht aus seinem Leich, der das Büchlein eröffnet; doch ist er von keinem Dogma beschränkt, Christ, Jude und Heide gilt ihm gleich, wenn er dem Einen dienet. Die Werke, nicht die Worte sind ihm werth; er predigt die Kreuzfahrt, und er macht sie, und weigert selbst den Erzengeln seinen dichterischen Preis, wenn sie der Christenheit sich nicht annehmen wollen, die sie Macht dazu haben.

---

*) p. 26. Vil wol gelobter got, wie selten ich dich prise!
sit ich von dir beide wort han unde wise,
wie getar ich so gefreveln under dime rise?
ichn tuon diu rehten werc, ichn han die waren minne
ze minem ebenkristen, herre vater, noch ze dir:
so holt enwart ich ir dekeinem nie so mir.
fron Krist vater und sun, din geist berihte mine sinne.
wie solt ich den geminnen, der mir übele tuot?
mir muoz der iemer lieber sin, der mir ist guot.
vergip mir anders mine schulde, ich wil noch haben den muot.

II.

Nicht leicht wird sich eine Materie unter unsern literarischen Erscheinungen auffinden lassen, die häufiger und einförmiger, mit mehr Liebe und mehr Incompetenz, bei gleich grofsen Vorarbeiten im Einzelnen mit gleich kleinem Erfolge im Ganzen wäre behandelt worden, als die Geschichte unserer Nationalliteratur; und wenn sich von irgend einem abgetrennten Theile derselben dasselbe mit noch gröfserem Nachdruck behaupten läfst, so ist es gewifs die Geschichte der aufblühenden poetischen Bildung im vorigen Jahrhundert. Wir halten daher jeden kleinen Fingerzeig, der hier auf neue Wege aufmerksam macht und auf würdige Ziele deutet, für unverächtlich und annehmenswerth, und darum haben wir uns zum Niederschreiben der folgenden Andeutungen entschlossen, die nur für nichts anderes angesehen werden müssen, als für Andeutungen. Der Gedanke, der uns bei dem Niederschreiben derselben leitet, bedingt das Verhältnifs dieses Aufsatzes zu den zwei Werken über deutsche Literaturgeschichte von Bohtz und Herzog, die wir unter vielen aus verschiedenen Gründen in der ursprünglichen Gestalt dieses Aufsatzes in den Heidelb. Jahrbb. als Repräsentanten wählten, der Gedanke nämlich, es sey in Recensionen von Schriften über eine erst werdende Wissenschaft von gröfserer Wichtigkeit, dafs man sich mit dem beschäftige, was in denselben fehle, als mit dem, was darin falsch und schief sey, weil Mangel und Unvollständigkeit häufig ein falsches Urtheil bedingt, nicht aber von diesem bedingt wird. So wird auch Jeder aus unseren Bemerkungen über das Mangelnde in diesen Literargeschichten unser Urtheil über ihren Werth leicht

errathen, womit wir indessen mehr auf das Erstere deuten, als auf das Letztere, das namentlich in der letzten Periode viel anspruchloser mehr einen einfachen Faden durch die Geschichte der schönen Literatur geben, als diese selbst vollendet vorlegen will.

Unser Tadel trifft zuerst die Titel nicht nur dieser beiden, sondern fast aller Werke über diesen Gegenstand. Diese Bücher mögen allerhand Verdienste haben, allein geschichtliche haben sie fast gar keine. Sie verfolgen chronologisch die verschiedenen Dichtungsarten, sie setzen in chronologischer Reihe die Schriftsteller hintereinander, wie andere die Büchertitel, und charakterisiren dann, wie es auch sey, Dichter und Dichtung. Das aber ist keine Geschichte; es ist kaum das Gerippe zu einer Geschichte. Durchgreifend ist selbst die Behandlung in Manso's und Wachlers Versuchen nicht historisch, sie hängen allzuviel oder neigen mindestens zu ästhetischer Beurtheilung und verlieren darüber den Gesichtspunkt des Geschichtschreibers. Mit ästhetischer Kritik hat der Literarhistoriker gar nichts zu thun, und das mögen sich doch am meisten diejenigen gesagt seyn lassen, die von eigenem Urtheil völlig entblöfst, von den unähnlichsten Kunstrichtern die unähnlichsten Aussprüche über ähnliche Dichtungen in Einem Buche über Literargeschichte zusammentragen. Die Aesthetik ist dem Literarhistoriker nur Hülfsmittel, wie dem politischen Geschichtschreiber die Politik. Nur ihre allgemeinsten, nur ihre überall als gültig anerkannten Gesetze dürfen ihm gelten, nur die allgemeinste, unbestreitbarste Anwendung darf er davon machen. Da und dort aber mufs er sich feste Ansichten schaffen, und das ist freilich in dem Einen wie in dem Anderen dieser Hülfsmittel schwer, und wenigstens ist man in der Aesthetik nicht so leicht damit fertig, wie in der Politik, weil hier wenigstens die Consequenz von Lehrbüchern und Grundsätzen häufiger anzutreffen ist, während dort bei keinerlei Parthei ein autorisirtes Handbuch gelten möchte, und die Ausbildung einer eigenen, selbstständigen, bestimmten Ansicht in diesem Fache nur die Frucht eines langen

und reifen Nachdenkens, eines feinen und unverdorbenen Geschmacks seyn kann. Wer sich aber eben diese Wissenschaft und deren Grenzen deutlich gemacht hat, der wird weniger versucht werden, in ein historisches Werk ein ästhetisches Urtheil überall einzustreuen, so wie der ächte Geschichtschreiber überhaupt keine politische Farbe zeigen darf; viel weniger aber wird er, wie das in dem Buche von Bohtz der Fall ist, mit der ärmlichen Ansicht einer Schule, oder wie Andere thun, mit den geborgten Ansichten der verschiedensten Kunstrichter, seine Geschichte ausstatten wollen. Der ästhetische Beurtheiler zeigt uns eines Gedichtes Entstehung, sein inneres Wachsthum und seine Vollendung in sich selbst, seinen absoluten Werth dem Ideal gegenüber, sein Verhältnifs zu dem künstlerischen Charakter des Dichters überhaupt. Der Historiker zeigt seine Entstehung aus der Zeit, aus deren Ideen, Bestrebungen und Schicksalen, sein inneres Verhältnifs — Entsprechen oder Widerspruch — mit diesen, seinen Werth für die Nation, seine Wirkung in Mitwelt und Nachwelt; er vergleicht es zunächst blos mit dem Höchsten, was diese Zeit, diese Nation, in dieser Gattung geleistet hat; er zeigt sein engeres Verhältnifs zu dem Dichter, sein Entstehen aus diesem, sein historisches Verhältnifs zu ihm und seinen übrigen Werken; behandelt er nicht blos diesen Einen Dichter, so mufs er je nach seinem Gesichtskreis das Verhältnifs von Dichter und Gedicht zu der Zeit, zu der Nation, zu der europäischen Cultur, zu der gesammten Menschheit erörtern.

Von solch einer weiteren Ansicht aus hat uns noch Niemand eine Geschichte unserer Literatur dargeboten. Das einzige Werk von einiger Bedeutung, das uns durch historische Behandlung wenigstens hier und da einiges Genüge thun kann, bleibt immer Manso's Versuch. Im Mittelalter fehlt es ihm weit zu viel an Kenntnifs und Lectüre, dagegen sagte uns theilweise die Darstellung der ersten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts, wo er freilich gute Vorarbeiten hatte, immer zu; in der letzten

Zeit fehlt dagegen wieder aller Blick auf das innere Getriebe und die ungeheure Bewegung der Geister, während die Leere und Kälte der vorhergegangenen Jahre nicht gut in der Darstellung zu verfehlen war. Und doch mangelt selbst hier die Nachweisung aller Gründe und Quellen der Erscheinungen; es mangelt durchgehends die Uebersicht; selten ist den handelnden und producirenden Literaten und Dichtern ihre rechte Stelle angewiesen. Besonders Eines sehr wesentlichen Fehlers machte sich Manso schuldig, der überall schädlich einwirkte. Durch seine Vorliebe für die letzte Dichtungsperiode verleitet, eilt er unaufhörlich vorwärts und versäumt, das Vergangene festzuhalten. So erscheinen denn hier z. B. Haller und Hagedorn als durchaus anregende und bahnbrechende Männer. Sie sind es; aber sie ruhen auf Einer Seite ganz auf den Früheren. Wir werden es wohl unten noch einmal behaupten, dafs die Periode von den Schweizern bis auf Klopstock eine Art von Vorspiel von der wirksameren und erfolgreicheren Epoche ist, die mit Lessing beginnt; wir können dies weiter rückwärts führen und behaupten, dafs auch Haller und Hagedorn in ähnlicher Weise wie Klopstock zugleich die Grundsteine eines späteren und die Schlufssteine eines früheren Gebäudes sind, und dafs sie sich zu Günther und Brockes ähnlich verhalten, wie Göthe zu den regellosen Genien und den schmachtenden Lyrikern der Göttingischen Zeit. Und so wie diese beiden Männer nothwendig von zwei Seiten gesehen werden müssen, so ist dies mit jedem ausgezeichneten und verdienteren Dichter oder Kritiker der früheren und der folgenden Zeit der Fall: mit Klopstock, der in dem Messias ganz Empfindung war und dann in seinen Bardietten kurz und kalt ward; mit Göthe, der erst in Götz und Werther ganz zwischen die wilde Genialität und die verschwimmende Weichheit der jungen Dichter damaliger Zeit getheilt war, und dann in der Iphigenie zu klassischer Ruhe und Besonnenheit gelangte und daher von Schillers Räubern äufserst unangenehm berührt ward; mit Schiller, dessen verschiedene Epochen

Jedermann kennt, und so mit vielen Andern. So mufs man auch, um die heterogenen Erscheinungen und die doch gleich willige Aufnahme der verschiedensten Dinge in der schweizerischen Periode zu erklären, durchaus die entferntere Zeit und den entfernteren Raum nicht aus den Augen verlieren. Wir werden unten beibringen, wie viele Berücksichtigung hier die provinzielle Entwicklung der Literatur verdient; hier bemerken wir, dafs, wenn man die Scheide des 17. und 18. Jahrhunderts gehörig zu betrachten vergifst und unbemerkt läfst, wie damals der Mangel an originalen Werken der schönen Literatur tolerant machte, es schwer begreiflich ist, wie Günther neben Brockes, Haller neben Hagedorn, Gottsched eine Zeitlang neben den Schweizern so friedlich und gleichanerkannt bestehen konnten. Damals suchte man überhaupt neue Bücher, und in jedem Buche etwas Neues. Wieland spricht es in seinen früheren Jahren geradezu aus, dafs er nur das Neue und immer etwas Neues von dem Dichter verlangt, und darin sucht er besonders auch Klopstocks Vorzug. Man könnte sogar meinen, in der Breitingerschen Dichtkunst sey diese Forderung wunderlich entwickelt in die Theorie übergegangen. Nun durften die Schweizer nur englische Blätter nachahmen; Gottsched durfte nur wie Opitz auf die Alten verweisen, wenn er auch nicht das Geringste davon verstand; er durfte nur auf die Franzosen schimpfen, wenn er auch in Allem sie copirte; er durfte nur die Engländer wie Wieland herausstreichen, wenn er auch den französirenden Addison, wie dieser den Shaftesbury vorzüglich im Auge hatte; kurz, man durfte nur etwas Neues anregen, um des Beifalls sicher zu seyn, wie Gottsched besonders in seinen Bemühungen um's Theater erfuhr. So machte denn auch Haller viel Aufsehen, im Grunde nur, weil er den Ton der englischen Dialektiker und malerischen Dichter angab; denn dafs seinen Dichtungen viele Poesie inwohne, scheint er selbst nicht geglaubt zu haben, und wenn es noch eines schlagenderen Beweises bedürfte, wie wenig dichterischen Geschmack er hatte, eines untrüglicheren Zeug-

nisses, als es seine Gedichte ablegen, so sind es seine ästhetischen Urtheile, die er in den Göttinger Anzeigen gelegentlich niedergelegt hat. Es ist also nur Form und Material, worin er ein Verdienst hat, und das nämliche gilt von Hagedorn. Auch die kritischen Werke der Schweizer konnten überraschen, als sie 1740. an die Stelle von Gottscheds hölzerner Dichtkunst eine Theorie setzten, die dem materialistischen Zeitgeschmack ganz angemessen war; denn damals betrieb man in Frankreich und England die Vergleichung der bildenden und redenden Künste überhaupt sehr eifrig. Dies Alles konnte aber natürlich zu keinem eigentlichen Grundsatze der Dichtkunst führen; man trieb sich von einer Regel zur anderen und fand sich am Ende nicht weiter als vorher. Hier sieht man deutlich, dafs diese Zeit ganz der sogenannten schlesischen angehört, wo das Mechanische überall vorwaltete. Eine neue Epoche bringt oder bereitet offenbar erst Klopstock. Man hat an ihm allerhand gelobt und getadelt, man hat ihm unzählige Seiten abgewonnen, man hat die poetische Sprache gepriesen, die orientalischen Bilder bewundert, die nordische Mythologie verschmäht als eine schlechte Neuerung, man hat die Versart zu grofsen Revolutionen benutzt, man hat den Stoff getadelt als zu wenig sinnlich, oder bestaunt als grofs und erhaben, man hat die Orthodoxie, die poetische Unwahrheit, das ewige Einerlei, den lyrischen Schwung vorgeworfen: die Hauptwirkung aber, die namentlich der historische Beurtheiler hervorheben mufste, hat man nicht gesehen. Es war die, dafs der Messias eine gewisse grofse Periode, jene Zeit, welche die Arndt, Andreä, Spener, Mosheim und die Kirchenliederdichter darstellen, vollendete, wie Werther und Faust später eine andere, und dafs durch dies Gedicht der Uebergang von den religiösen Tendenzen zu ästhetischen veranlafst war, was die Klopstockianer selbst nachher mit Unmuth betrachteten, so natürlich es auch war, dafs, da einmal die Religion zu einem Gegenstand des schönen Denkens geworden war, Wieland von seinen früheren christlichen Aufsätzen aus zu seinen späteren unchristli-

chen kommen mufste. Seitdem der Messias erschien, gewann nicht allein auf der Kanzel die geistliche Beredsamkeit Herz und Gefühl, statt des früheren Dogma, auch in der Dichtkunst ward nicht mehr wie vorher der Regel und dem Verstande Alles eingeräumt, sondern der Empfindung. Und obgleich die feurig-andächtige Muse, die überall mehr auf die Empfindung als auf die Phantasie wirkt, gerade das ist, was dem Messias als Gedicht schadet, indem man eben dadurch, wie es die Literaturbriefe ausdrücken, vor lauter Empfindung gar nichts empfindet (ein kaltes Feuer nennen sie die ähnlichen Cramer'schen Oden sehr treffend), so mufs man gleichwohl gestehen, dafs diese dictirende Empfindung doch wieder des Dichters Hauptverdienst ist, indem von der Kälte und Leere der herkömmlichen Dichtung um jeden Preis auf Wärme und Gefühl, von dem Materiellen auf das Psychische übergeführt werden mufste, was nicht anders geschehen konnte, als indem man von Lehrgedicht, Erzählung, Beschreibung und Naturschilderung auf das Moralische des Menschen überleitete, indem man den inneren Menschen zum Gegenstand der Dichtung machte, so dafs also Klopstock eine Erlösung des Menschen in mehr als Einem Sinne vollbracht hat. So ungefähr würden wir uns den inneren Zusammenhang der Erscheinungen jener Jahre denken; hieraus würden wir uns die wärmere oder kältere Aufnahme der verschiedenen Dichter und Gedichte erklären. Manso hat sehr lichtvoll den äufseren Zusammenhang erzählt, allein sobald er sich von da entfernt, geräth er sogleich in ästhetisches Räsonnement, und unser historisches Interesse ist aus. Daraus folgen dann Irrthümer über Irrthümer, Mängel auf Mängel. Manso erkennt z. B. nicht an, dafs die Ausstellungen der Gottschedianer an der seraphischen Poesie von Einer Seite einen sehr guten Grund haben; sie war allerdings von jenem Sinnenfieber begleitet, wie es Triller nennt, das nachher eine so ungemein bedeutende Rolle zu spielen anfing. Im Gefolge dieser sublimen Dichtung begannen nachher so Viele, ein sogenanntes Poetische, reine Hirngespinste, verwirkli-

chen zu wollen; die unnatürliche Andächtelei Anderer rief im Gegensatz die Freigeisterei hervor, und nun begann jener denkwürdige Kampf zwischen den Anhängern am Alten und den Neuerern, zwischen den Anakreontikern und Seraphikern, den Theologen und Lessing, den Christlichen und Griechischen; ein ganz neuer Schwung kam durch die nationelle Erhebung im siebenjährigen Kriege; jene abentheuerlichen und auffallenden Schicksale eines Kleist, Brandes, Bode, Bürger, der Karschin u. A. bilden eine ganz neue Reihe von Erscheinungen; jenes krankhafte Wesen der Zeit kommt hinzu, das sich von der träumerischen Hypochondrie eines Hölty bis zu der furchtbaren Reizbarkeit eines Zimmermann in unzähligen Abstufungen, in dem frühen Tod der Cronegk, Brown, Hölty, Elias Schlegel, Abbt u. A. in seinen härtesten physischen, wie in den härtesten geistigen Wirkungen in den Steckenpferden des Lavater, den Räthseln und Geheimnissen Haman's, den Grillen Basedow's, dem barocken Wesen und dem spätern Wahnsinn des Lenz u. s. w. beobachten läfst. Der Freiheitsgeist, der sich in den jungen Poeten regte, die Schrankenlosigkeit ihres Bestrebens, die Zügellosigkeit ihres äufseren Treibens, die Regellosigkeit ihres poetischen Wirkens, der Geschmack an der niedrigsten Volkspoesie, der Umsturz alles Heiligen, die Verachtung der Klopstock und Gellert, die früher Eins waren mit Christenthum und Bibel, durchkreuzen sich auf's Wildeste und Wunderlichste mit der Frömmigkeit eines Haller und den fixen Ideen des Lavater und der Magnetiker, der poetische Materialismus mit dem luftigsten Spiritualismus, das Rationale mit dem Supernaturalen, der derbe Menschenverstand mit Empfindsamkeit, der weiche Patriotismus der Iselin mit dem ehrenvesten Wesen und Wirken des tüchtigen Möser, der streng sittliche Hermes und die Göttinger mit Wieland; in Klinger, in dem Verfasser des Götz und Werther, in dem Verfasser der Tändeleien und des Ugolino lagen die streitenden Elemente nebeneinander; in den öffentlichen Beurtheilungen wechselte das lahmste Toleriren mit den härtesten Angriffen in den Literatur-

briefen, den Frankfurter und Züricher Blättern — und wer könnte alle diese feindseligen Richtungen und Collisionen aufzählen, wer so im Fluge diese ganze merkwürdige Gährung andeuten, die mit nichts zu vergleichen ist als mit der Reformation, mit der griechischen Zeit um Sokrates oder mit einer politischen Revolution, — diese grenzenlose Verwirrung, in der nur das Eine großartige Bestreben nach dem Sieg des Humanen in allen Verhältnissen gleichmäfsig durchblickt, diese ungeheuere Bewegung, die so manches treffliche Talent vernichtete, irrte und dahinrifs, und in der nur der Eine Lessing immer aufrecht erscheint, dieses wunderbare Reformations- und Revolutionsgenie, der, im Besitz des vollsten Vertrauens der Nation, mit sicherer Hand unter dem Brand der Erde die Zügel nie verlor, nie die grade Bahn verliefs, der sich nicht vom Hochmuth berühren liefs und grade da, als ihm Deutschland fast allein huldigte, als ihm die Ebert und Gleim ihr „Shakespeare-Lessing" zuriefen, bekannte, kein Dichter zu seyn, und der sich auch nicht von Kleinmuth beugen liefs, sondern, als Göthe schon aufgetreten war, seinen Nathan schrieb und in seiner Sphäre leistete, was neben diesem noch Werth behielt. Wo ist nun der Literarhistoriker, der diesen grofsen, ungeheuren Kampf des bescheidenen, redlichen Wirkens mit der Arroganz, des Genie's mit der Regel und dem Herkommen im Aesthetischen und Moralischen, der Kraft mit der Schwäche, der Einfalt und Natur mit Unnatur und falscher Zier geschildert hat? geschildert? nein, der nur eine Spur davon merken liefse, dafs ein solcher Riesenkampf gekämpft ward? Und wir sprechen von Literargeschichten! Wir reifsen einzelne Dichter und Literaten auseinander und schreiben statt einer Geschichte eine Reihe von Biographien; wir geben ästhetische Kritiken und lassen den geschichtlichen Zusammenhang liegen; wir meinen Alles gethan zu haben, wenn wir einen grofsen Poeten nothdürftig aus sich charakterisirt haben, wir vergessen aber, dafs in der Geschichte Alles aneinanderhängt, und Niemand etwas ist, aufser durch das Ganze und in

dem Ganzen, dem er angehört. Die Literargeschichte hat es so gut wie die politische mit Massen zu thun, und in ihren Kriegen geht auf die in der Linie Kämpfenden so gut der Geist der obersten Führer über, wie in denen der politischen Geschichte, und dieser thut alsdann erst die rechten Wunder. Nur dafs es unmöglich ist, Alles zu lesen, was geschrieben wird, macht, dafs man freilich bei dem Vorragendsten verweilen mufs. Doch haben die Geschichtschreiber unserer Literatur alle nach der Reihe unendlich viel zu wenig gelesen, als dafs sie eigentlich befugt seyen, mitzusprechen; sie haben jene niederen Regionen ganz versäumt und in der Luft gepflügt; und wenn sie sich an den Blüthen der aufgeschossenen Bäume erfreuten, fiel nie einem ein, auf Stamm und Wurzel zu achten, die in demselben Boden haften, wo auch das viele kleine Strauchwerk wuchs, das umher wuchert und seine unverächtlichen Blumen und Früchte auch gegeben hat.

Sehr viele Werke über unsere schöne Literatur halten sich an das rein Materielle, und so lange die Vorarbeiten nicht geschlossen sind, so ist dies auch gewifs das wünschenswertheste. Allein warum greifen wir dies grade in diesem Fache so verkehrt an, warum unterbleibt grade hier so manches so sehr Nothwendige? Noch wissen wir nicht, was uns Koch's Literaturgeschichte ersetzen könnte, und Niemand begiebt sich an eine neue Auflage und Bearbeitung dieses vergriffenen Buches. Ueber äufsere Beförderungsmittel der poetischen Cultur im vorigen Jahrhundert, über gelehrte Anstalten, Gesellsshaften, fürstliche Gönner und Beschützer, über Buchhandel und Aufnahme des Gelehrtenstandes fehlt uns durchaus eine belehrende Zusammenstellung; und welch ein weites Feld der schönsten Erläuterungen würde eine systematisch geordnete, literarische Statistik eröffnen, die uns über das Verhältnifs und die stufenmäfsige Steigerung des Interesses an belletristischen Werken von dem Wissenschaftlichen und nachher über das Umgekehrte belehrte und bequeme Uebersichten böte. Wer weifs nicht, von welcher Bedeutung von dieser letzten Seite die ersten bedeu-

tenderen Zeitschriften waren; und was die vorhergehenden Bemerkungen betrifft, so hat man zur Erklärung der langen inneren Hemmung unsrer Literatur, auch nachdem Klopstock, Lessing und Wieland Bahn gebrochen hatten, nie genug hervorgehoben, wie vielen Antheil daran jene äufseren Hindernisse hatten. Man mufs nur sehen, wie noch der gute Götz sich fürchtet, mit seinem Auftreten als Dichter Patrone und Gönner zu beleidigen, wie alle jungen Talente, um bekannt zu werden, das Anschliefsen an berühmtere Männer suchten, wie sich der einsichtige Lessing mit Begierde an das Gerücht von Josephs II. Gelehrtencolonie in Wien klammerte, wie er mit dem unternehmungslustigen Bode den Plan einer Gelehrtenbuchhandlung fafste, wie er, von der matten Theilnahme des Hamburger Publicums an seinem Theater empört, erst Deutschland ganz verlassen und Latein schreiben will, und dann die Poesie wirklich mehr und mehr verläfst, zu derselben Zeit, als nicht lange nachher seit dem achten Jahrzehent plötzlich und auf Einmal alle Hindernisse wegzufallen, alles Fördernde zusammenzugreifen, alle Talente wach zu werden und die productive Kraft in ihnen, wie in dem Publicum Theilnahme und Interesse gleich grofs zu werden schienen. Der eigentliche Erklärungsgrund dieser Erscheinung, jener anfänglichen Hemmung und dieses nachfolgenden schrankenlosen Durchbruchs, liegt freilich nicht in den Aeufserlichkeiten, von welchen wir reden; allein die Erscheinung selbst ist nie genug hervorgehoben worden; nie hat man gezeigt, wie das innere Bestreben den äufseren Widerstand bemeistert hat. Schiller und Vofs haben gejauchzt, dafs keine Mäcenaten unsere Literatur geschaffen, sondern die Masse der Nation sie selbst erzeugt hat; Göthe hat bemerkt, wie erst die ehrenvolle Stellung, die ein Haller und Hagedorn in der Gesellschaft einnahm, wie die Achtung, die Uz, Rabener, Weifse sich im Geschäftsleben erwarben, wie die sittliche Reinheit und Würde Klopstocks es dahin brachten, dafs „das Dichtergenie sich seine eignen Verhältnisse schaffen, den Grund zu einer unabhängigen Würde legen konnte;"

Möser und wie viele Andere haben gegen des grofsen Friedrich Schrift über die deutsche Literatur sich erhoben, — warum hat man diese und so viele andere einzelne Winke nicht benutzt, um uns ein anschauliches Bild von diesen an- und widerstrebenden Elementen zu geben? Warum hat man sich z. B. so gerne ein Geschäft daraus gemacht, den ehrlichen Friedrich Nicolai, indem man unbilligerweise ihn nach seinen Schriften beurtheilte, anzufeinden? Dafs er sich unbefugter Weise in das Treiben der ächten Dichter und Philosophen einmischte, mufs man ihm mit demselben Lächeln vergeben, womit man Bodmers poetisch - producirende Periode betrachtet: man mufs aber das anderweitige Verdienst, das er um die deutsche Literatur hat, darüber nicht vergessen, nicht vergessen die aufserordentliche Wirkung, die seine gelehrten Zeitungen, auch abgesehen von ihrem Gehalte, hervorbrachten, und die grofse Entfernung dieses Mannes von allem Eigennutz und Selbstsucht. So ist auch Gleim's Wirken von dieser Seite der Anregung mehr, als der eignen Production, nur von Göthe mit der gebührenden Würdigung anerkannt worden, der in seiner Selbstbiographie überhaupt so schätzenswerthe Winke über die Entwicklung unserer Poesie im vorigen Jahrhundert gegeben hat, dafs es wahrhaft betrübend ist, dafs auch fast gar kein Gebrauch davon gemacht ward von irgend einem unserer Literarhistoriker, und es ist nur zu klar, dafs sie ihrer blos hindeutenden Kürze wegen, die nur durch die genaueste Kenntnifs der Zeit und die ausgebreitetste Lektüre supplirt werden kann, sehr selten verstanden worden sind.

An diese Ausstellungen knüpft sich eine andere an, die auch mehr den Rahmen, als das Gemälde selbst angeht. Es ist eine der ersten Aufgaben des Geschichtschreibers, dafs er, so lange es ohne Zwang geschehen kann, den Gründen der Begebenheiten nachforscht. Nun reden zwar alle unsere Literaturgeschichten von einer schwäbischen, einer schlesischen, einer schweizerischen Periode, allein auch nicht Einem ist es eingefallen, ein wenig

nachzudenken, warum denn grade jene Minnepoesie vom Süden, warum denn jene Blüthe im 17. Jahrhundert grade von Schlesien, warum die Bewegung im 18. Jahrh. von der Schweiz ausging? Wir sagen, keiner dachte nach, warum dies Alles geschah; wir gehen noch weiter und glauben behaupten zu können, dafs vor Grimm es Niemanden einfiel, dafs es im Mittelalter in Bezug auf die Minnepoesie geschah; und dafs in der neuesten Periode unsere Literatur besonders dem Umfang nach dem Norden angehört und den Süden ausschliefst, scheint wenigstens unsern Literarhistorikern noch gar nicht eingefallen zu seyn. Gleichwohl würde es jedem, der nur nach der nöthigen eigenen Durchsicht der Quellen ans Werk gegangen wäre, aus tausend Anzeigen überklar geworden seyn, dafs damals die thätigsten Literaten selbst dies Factum sehr gut kannten. Wenn man sich nur die Namen und Geburtsorte der Männer ersten und zweiten Rangs aus dem vorigen Jahrhundert zur Uebersicht geordnet hätte, so würde man das Verhältnifs zwischen Nord- und Süddeutschen wie Vier zu Eins gefunden haben. Und wenn auch unter diesem Fünftel sehr bedeutende Namen gefunden werden, so mufs man nicht vergessen, dafs so viele, dafs Schiller, Abbt u. A. nach dem Norden gezogen wurden, dafs Wieland und Richter unter die Verderber der Literatur gehören, oder dafs sie, wenn dieser Ausspruch hart oder einseitig scheint, nur vorzugsweise für den Süden geschrieben haben, was man sich in Bezug auf Wieland deutlich machen kann, wenn man weifs, was er für die Wiener Dichter- und Lesewelt an und für sich und durch Alxinger u. A. geworden ist; und in Bezug auf Jean Paul mufste man in unseren Tagen aufmerksam werden, von welcher Bedeutung seine Schriften auf die politisch Angeklagten in Rheinbaiern waren, welchen Gebrauch diese davon machten, welchen Werth sie darin suchten. So hat sich Niemand je damit beschäftigt, den allgemeinen und gleichartigen Charakter der schweizerischen Literaten dieser Zeit, jene Weichheit oder hypochondrische Sonderbarkeit in den Gefsner, Zimmermann, Lavater, Iselin,

Sulzer, Bodmer, Pestalozzi, selbst Joh. v. Müller u. A. zu schildern, geschweige ihn zu erklären, obgleich schon Abbt meinte, dafs die allerdings auffallende Literaturblüthe in der Schweiz aus besonderen Ursachen nachweislich sey. Eben dieser Abbt hat auch schon auf eine deutsche Literargeschichte angetragen, welche Rücksicht auf die provinzielle Entwicklung legte; keiner aber hat seinen Wink befolgt. Er selbst ist ein Schwabe, und erkannte zu seiner Zeit sehr deutlich, dafs sein engeres Vaterland der steigenden Bildung in Deutschland nicht gleichmäfsig folge; und er suchte sehr treffend die Ursache in dem Hafs des Fremden, in den engen häuslichen Verhältnissen, in dem Ein- und Abschliefsen unter einander sogar im Dialect. Dies ist die Ursache, warum Wien und Stuttgart, wenn man will auch München, nur spät und später einen kleinen Kreis unter sich ähnlicher und mehr und mehr das Sinken der Literatur bezeichnender Dichter erhielten, wie denn auch jetzt noch von dort allein fast alle Poesie und poetische Kritik auszugehen scheint. Auf Wien besonders wirkte Wieland sehr bedeutend; wie Göthe andeutet, weil man es da nicht so ernsthaft mit der Unterhaltung nehme, wie die Deutschen sonst thun, und die Nachfolger, die er dort anregte, schlugen mehr oder minder seinen Ton an. Wie es aber um die Bildung in Wien überhaupt stand, mufs man von Denis hören, oder von Nicolai, der noch 1769. schrieb, man dürfe da fast alle englischen und zum Theil französischen Schriften nicht lesen, und Platons Phädon sey kürzlich confiscirt worden; und damals, als das Gerücht von Josephs Gelehrtencolonie sich verbreitete, zweifelte jeder ruhige und überlegende Mann sogleich oder deutete den ganzen Plan auf ein Finanzproject. Von Schwaben sagt auch Wieland, dafs man da „einen Poeten für einen Zeitverderber und unnützen Menschen, und einen Philosophen für einen Schwätzer und verdächtigen Grübler, beide Wissenschaften aber für brodlose Künste halte, mit denen sich ein kluger Mensch nicht viel einlasse." In Baiern schien die Poesie in Nürnberg bereits mit dem Orden der Pegnitz-

schäfer und den weiland berühmten Poeten Claj, Harsdörfer und Sigmund von Birken ausgeathmet zu haben. Was den Oberrhein angeht, so schrieb Götz aus der Gegend von Kreuznach an Ramler, er lebe in einem Lande, wo alle schönen Wissenschaften verachtet seyen und auf achtzehn Stunden Wegs kein Buchladen und keine gute Bibliothek sich fände. Und später bemerkt er in einem anderen Briefe, dafs er auf einer Reise in die Pfalz gefunden habe, dafs es auch da mit der schönen Literatur nicht fort wolle. — Auch im Norden lassen sich die einzelnen Gegenden sehr gut charakterisiren. Die späteren Schlesier, wie Garve, Manso u. A. verknüpft ein einziges Band und bezeichnet eine einzige Richtung. In Hamburg war Hagedorn, wenn man ihn zu den vorausgegangenen Menantes, Postel, Feind, Heräus und Brockes stellt, eine eigne, aber nicht unerklärliche Erscheinung, eben wie Haller in der Schweiz, wenn man ihn mit den nachfolgenden Bodmer und Gefsner vergleicht. So ist es eine übrigens anerkannte Sache, wie die verschiedenen Schulen in Leipzig, Halle, Jena, Göttingen, Berlin und Weimar einen bestimmten Charakter an sich tragen, und dies sind die eigentlichen und alleinigen Heerde unserer Literatur. Und grade hier möchten wir übrigens das Blatt umwenden. Denn bei diesen Schulen, wo sich freilich das Locale, das man überall sonst vernachlässigte, aufdrängte, hat man über diesem äufsern Vereinigungspunct die innere Trennung übersehen. Wie thöricht ist es, um nur Ein Beispiel anzuführen, die Mitarbeiter an den Bremischen Beiträgen nebeneinander abzuhandeln, einen Gärtner, der nur zusammenband und kritisirte, mit einem Elias Schlegel, der stürmisch producirte; diesen, der im Drama auf dem Gottsched'schen Weg fortfuhr, mit Schmid, der zu Lessing und den ersten Erweckern der klassischen Studien gehört, Cramer und Adolph Schlegel, die frommen Kanzelredner, mit dem verwundenden Epigrammatiker Kästner, den besonnenen, auf Verpflanzung der Englischen Literatur bedachten Ebert mit Rabener und Gellert, die

Ersten, die durch ihre Popularität auf die Gesammtheit der Nation wirkten.

Diese Erörterung über die Localitäten und die provinzielle Gestaltung unserer Literatur führt von selbst auf die Periodenabtheilung, die wir in unseren Literaturgeschichten herrschend finden. Herkömmlicherweise theilt man in sieben Zeiträume ab. Dies geschieht nur nach ganz äufserlichen Merkmalen. Wenn man nach innerer Nothwendigkeit hätte scheiden wollen, so hätte man vor Allem zwei grofse Abschnitte bezeichnen müssen, von denen man allenfalls die ersten Jahrhunderte unserer Geschichte bis zu den ersten Spuren der schwäbischen Poesie noch hätte trennen mögen. In diesen zwei Perioden kämpfen im Grofsen die zwei Elemente, die unsere Poesie und Literatur bilden. Das Eine ist national, von fremdem Einflufs ungetrübt, das Andere ist fremd und nachgeahmt; jenes ruht auf dem reinen und ungemischten Theil der Nation, dieses auf dem von Galliern und Römern inficirten Theile, jenes auf der Mitte und dem Norden von Deutschland, dieses auf dem Süden und den Extremitäten. Bis auf die Reformation hin war das Fremde siegreich; der bürgerliche Gesang des 15. und 16. Jahrh. vermochte nicht, es zu zwingen. Doch brach Luther und Hans Sachs und der erwachende Sinn für's Alterthum und für das ächt Nationelle seinen Sieg, obgleich Luther den stürmischeren Aufklärern später nicht folgen wollte und Hans Sachs in seinen letzten Jahren vorzugsweise zu der Erneuerung der mittelaltrigen Romane und Sagen im Drama schritt. Wie sich früher das nationale Epos und der Volksgesang verachtet neben der Poesie der höfischen Dichter fortbewegte, so zog sich jetzt der ächtdeutsche Kirchengesang mit mehr Anerkennung neben dem französischen, spanischen, niederländischen oder italischen Geschmack hin, der im 17. Jahrh. herrschte, und auf ihm ruhte die ganze Stimmung, aus welcher Klopstocks Messias erwuchs, das Gedicht, das die Deutschen auf die verwandteren Engländer und von da leichter auf sich selbst wies. Im vorigen Jahrhundert entschied sich der Sieg in der Literatur

für die Seite des rein Nationalen, und sobald sich das literarische Treiben abkühlte und in unseren Tagen das Politische an die Stelle trat, sahen wir, wie in jedem anderen Falle, die erste Erregung von der Grenze ausgehen, und die Tendenz ist eine ausländische. Jener Kampf nun mufste je nach dem Vorherrschen des Nationellen, oder des Fremden geschieden werden, und dieser Abtheilungspunct läge nach unserer Ansicht da, wo Hans Sachsens volksthümliche Schwänke und Fastnachtsspiele eintreten, wo unter den Volksbüchern der Eulenspiegel, Faust, das Lalenbuch die gelesensten und beliebtesten wurden, d. h. eben diejenigen, welche der Localität nach auf dem Norden von Deutschland ruhen (denn was das Lalenbuch angeht, so hat nur Norddeutschland, Sachsen, Thüringen, Braunschweig, Mecklenburg seine Abderitenstädte; der Süden kennt nur Schwaben und Oestreicher, und nur ausnahmsweise scheint Hans Sachs ein gewisses bairisches Dorf in jenem Sinne zu gebrauchen); und daneben erscheinen noch Fortunat und der ewige Jude, in denen der grofse Sturz des Ritter- und Judenthums, der zwei Haupthindernisse, die das Bürgerthum sich aus dem Weg räumen mufste, nur ganz dunkel und wie zufällig allegorisirt zu seyn scheint. Von da an ist im 17. Jahrh. nirgends das Streben zu verkennen, die Sprache und den Geschmack vom Ausländischen zu befreien, und dieser Kampf ward desto heftiger, je deutlichere Begriffe man nach und nach von dem Alterthume und von jener plastischen, natürlich-einfachen Kunst bekam, die dem Deutschen viel verwandter war, als die romantische der Südländer. Wir enthalten uns, unserm Zwecke gemäfs, aller Bemerkungen über die frühere Zeit, und verweilen nur bei der letzten Periode, müssen uns aber hier durchaus gegen jede Abtrennung der sogenannten schlesischen Zeit von der neuesten erklären. Man mufs, wie wir sahen, von Klopstock und Lessing an scheiden und die folgende Periode der schlesischen so gegenüberstellen, wie das alte Nationalepos dem aus dem Französischen Uebertragenen. Denn um diese Zeit fing man überall an, die Reste des

Mittelalters auf's Neue zu erschüttern, als die Spanier an der französischen Poetik zu zweifeln begannen, als Diderot, ja selbst Voltaire an der Herrlichkeit des französischen Drama's auszusetzen fanden, als Cacault und Mercier Lessings Dramaturgie übersetzten und herausgaben, als der antike Geschmack von den Deutschen treuer und reiner erfafst und geltend gemacht ward. Auf die ganze Zeit vor 1760. aber blicken die Literaturbriefe mit völligem Recht als auf eine solche zurück, wo unsere schöne Literatur mit der europäischen überhaupt gleichen Schritt hielt, indem ihre Producte aus dem gleichen bald da, bald dort in Europa herrschenden Geiste entsprangen, bald aus fremden Literaturen übertragen und nachgeahmt waren, welches letztere sich bis auf unsere Tage fortgesetzt hat, wo wir bis in persische, indische und chinesische Poesie in Uebersetzungen und Nachahmungen von Göthe, Platen, Rückert u. A. zurückgeführt wurden. Im 17. Jahrh. nun geht der gröfsere, im 18ten immer noch ein grofser Theil unserer Literatur mit der des Auslands den gleichen Gang, wie im Mittelalter das Epos der Minnesänger. Es bedarf nur der Erinnerung an die Verpflanzung der Italiener Guarini und Marino, an das Verhältnifs von Opitz zur französischen und niederländischen Literatur; wir brauchen nur auf Moscherosch und Villegas zu verweisen, nur auf die Sonette und Lieder von Flemming u. A. aufmerksam zu machen, auf Wekherlins Prosodie, auf den Madrigalcharakter des Opitz'schen Sinngedichts, auf die allegorischen Spielereien, die schwülstige Sprache, die wunderlichen Bilder, die Vorliebe für das trochäische Mafs, um sogleich einzusehen, dafs damals bald des einen bald des anderen Landes Literatur uns das Muster abgab, eben wie im 18ten die meisten Anakreontiker von den Franzosen, die Epiker von den Engländern, die Fabeldichter von Lafontaine, Andere von Andern sich leiten liefsen. Das Kirchenlied und jede ernstere Dichtung, die aus dem damaligen äufserlichen und innerlichen Zustand in Deutschland unmittelbar flofs, steht diesen fremden Poesien als ächtnational in bescheidner Dunkelheit gegen-

über, eben wie unter den vielen Poeten um Klopstocks Zeit Rabener, Gellert und Gleim sich dadurch hervorhoben, daſs sie den Stoff ihrer Satyren, Erzählungen und Lieder aus deutschen Verhältnissen nahmen, deutsche Charaktere zeichneten, deutsche Thaten und Helden besangen. Man darf auch nur den Ton und die Gegenstände der Lieder des Simon Dach neben die der nationelleren Lyriker, und Gryphius ernste, gegen das Irdische gerichtete Poesie neben Claudius halten, um da wie dort den Gegensatz dieser ächtnationalen Dichtungen gegen die den Südländern nachgeahmten Tändeleien recht zu empfinden. Viele dieser Schlesier suchten mit Anstrengung und nicht ohne Talent das Bessere. Man führte die Alten im Munde, wich aber in jeder ihrer Regeln aus Miſs- oder Unverstand ab, und blieb in jeder Gröſse aus Schwäche zurück. Im Anfang des 18. Jahrh. begann man diesen Zustand der Schwachheit und der Verirrung zu empfinden; man rang nach einer Höhe und hatte sich im Dunkel verlaufen; eine lange Zeit dauerte es, daſs Alle trotz ihrer Erschlaffung immer noch den steilen Weg zum Gipfel fortkeuchten, immer noch die ewige Dunkelheit umher für vorübergehende Dämmrung hielten, bis endlich ein glücklicher Kopf auf den Gedanken kam, mit einem weiten Umwege, aber sicher, die verirrte Menge zurückzuführen, beim Herabsteigen sich erholen zu lassen und dann den graden lichten Weg wieder aufwärts zu leiten. Nicht alle folgten den neuen Führern, ihre Nachfolger aber beherrschen die spätere Zeit, die aber nur von eben diesen Führern an datirt werden darf. Man liebt diese Zeit mit dem Namen der Periode der Selbstständigkeit zu belegen; dann muſste man sie auf die Zeit von Göthe verlegen, wenn man es genau nimmt, oder auf Lessing, wenn man das, was vorbereitend für diese Selbstständigkeit geschah, hinzuziehen will. Denn Er ist es eigentlich, der alle Kenntniſs des Auslandes und des Alterthums zum erstenmal so in sich aufnahm, daſs sie von seiner unverwüstlichen deutschen Natur bewältigt ward, und der auf diese Art von original deutschen Producten Begriff und Muster gab. Wir müssen

übrigens dabei bemerken, dafs auch seine Erscheinung nicht unerklärlich, nicht unvorbereitet ist. Die ganze Zeit von dem ersten Auftreten der Schweizer an, ihre Kritik und Bodmers Poesie, Liscow's bittre Satyre, der Leipziger und Haller neue Dichtung, und Klopstocks geniales Hervortreten, ist nichts anders als ein mifslungener und schwacher Versuch, ein Vorspiel von dem, was nachher durch die Kritik der Berliner, durch Lessing, durch die mannichfaltigen neuen Producte der Dichter, endlich durch Göthe erreicht ward. Was aber jene grundlose Abtrennung des 17. und 18. Jahrh. hauptsächlich begründen half, das ist die Ansicht, die besonders von Manso ausgegangen zu seyn scheint, als ob unsere poetische Literatur der letzten Zeit aus der Kritik hervorgegangen sey. Keine ächte Dichtung ward je durch Kritik hervorgerufen. Was mögen auch die Schweizer auf den achtzehnjährigen Klopstock gewirkt haben, was Sulzer oder Lessing oder Herder auf den gleichaltrigen Göthe, als Beide mit ihren Meisterwerken hervortraten! Es ist eine Wechselwirkung ohne Zweifel, welche zwischen Kritik und Dichtung bei uns statt hatte; es war natürlich, dafs das unbestimmte Gefühl, es sey etwas Anderes Noth als Gottscheds kalte Reime, durch die bestimmten Aussprüche der Schweizer verstärkt wurde, und so die allgemeinere Abneigung gegen das Hergebrachte Klopstock bestimmen und leiten half; und dafs Göthe in Bezug auf Lessing in einem ähnlichen Fall war, bezeugen seine jugendlichen Kritiken sehr deutlich, allein darum ging weder Klopstock aus Breitinger, noch Göthe aus Lessing hervor. Dabei hat die Kritik der Schweizer und Lessings eine doppelte Seite. Die schweizerische ist weit mehr ein Rückblick auf die Vergangenheit, wie auch Lessings, wie überhaupt alle Kritik. Die Schweizer suchen nach Regeln unter Franzosen und Engländern und halten daran das bisher Geleistete; dies ist ihr Hauptgeschäft; gelegentlich deuten sie den Menschen als den wahren Gegenstand der Poesie an; Klopstock nahm ihn zum Gegenstand seines Gedichtes, dies ist aller Zusammenhang zwi-

schen Beiden, und dies ist ein innerer, ganz allgemeiner, der zu gleicher Zeit die Anakreontiker umschlingt, von denen sich die Schweizer alsbald lossagten. Genau so ist's später. Lessing führte auf die Regeln der Griechen zurück und supplirte und interpretirte den Aristoteles mit eignem Nachdenken; mit den hier gewonnenen Resultaten die Franzosen sammt allen ihren Nachbetern zu vernichten, dem greulichen Ungeschmack, der von diesen herstammte, ein Ende zu machen, ward seine Hauptaufgabe; dabei ahnte er und rang nach einem selbstständigen Princip der Poesie; erst Göthe aber schuf eigentlich dichterisch nach einem Ideal der Kunst, und das Schaffen der Einbildungskraft allein macht den Dichter, was man schon bei Klopstocks Auftreten ahnte, aber bespöttelte. Lessing, von seinem aufserordentlichen Kopfe, von der Erbärmlichkeit des Vorhandenen, von der Begeisterung der Zeit hingerissen, gab selbst poetische Muster; als er aber recht deutlich seinen Beruf zum Kritiker einsah, sah er auch ein, dafs er zum Dichter nicht berufen sey und legte in der Dramaturgie jenes Geständnifs ab, das ihn als Selbstkenner so hoch ehrt, wie nur Eine seiner Handlungen oder Schriften ihn als Menschen oder Denker und Schreiber. Der schwache Bodmer konnte kindisch auf einen poetischen Ruhm pochen, nachdem er einen sehr mäfsigen kritischen verdient hatte; nicht so Lessing, nicht so die um die Literaturbriefe Versammelten, die ihre poetische Blöfse selbst belächelten. Aus der Kritik ist Deutschland unendlich viel Gutes erwachsen, aber eigentliche Poesie nicht. Aus der Kritik konnte ein Ramler, ein Götz, und im höchsten Falle Lessings Nathan hervorgehen, und so sehr wir dies Werk und die Gedichte jener Männer an ihrer rechten Stelle zu schätzen wissen, so wenig können wir von ihnen rühmen, dafs sie eigentliche Poesie sind. Wir könnten es uns erklären, wenn sich Lessing ganz von der Dichtkunst nach der Erscheinung des Werther weggewandt hätte, und wir müssen es in ihm als eine ungemeine Stärke der Beurtheilung und Weite der Empfindung anerkennen, wenn er bei seinem klassischen Sinne, bei

seiner Geringschätzung solcher „kleingrofsen, verächtlich-schätzbaren Originale, die ein körperliches Bedürfnifs so schön in eine geistige Vollkommenheit verwandeln, eine Wirkung unsrer christlichen Erziehung," den Werther als ein warmes Product rühmt, wenn er bei seinen Forderungen an Maafs und Besonnenheit sich darauf freut, die kritischen Hunde sich an dem Ugolino zerbeissen zu sehen, wenn er bei seiner Liebe zur plansten Klarheit die Panhistorie des Haman gelten läfst, wenn er bei seinem einfach klassischen Geschmacke den Plan des Nicolai kaum zu begreifen schien, als dieser sich mit seinem Almanach der Volkslieder über die Bänkelsänger lustig machen wollte, ein Plan freilich, der bei der damaligen und selbst heute noch andauernden Sucht, dergleichen Volkslieder blind zu bewundern, weniger begreiflich war, so dafs wir uns erinnern, eben diesen Almanach unter den schätzbaren Sammlungen solcher Gesänge ganz ernsthaft citirt gefunden zu haben. Die Kritik war vortrefflich dazu gemacht, Vorurtheile wegzuräumen; konnte zerstören, aber nicht aufbauen. Ein Gottsched oder eine französische Academie konnte auf den hirnlosen Einfall kommen, nach ihren Vorschriften und Mustern könne man Gedichte nach Belieben machen, allein ein Lessing wufste wohl zu trennen, und Sulzer bekennt als den Hauptzweck seines Werkes, den Künsten mehr Kenner oder wahre Liebhaber zu verschaffen, weil er von einer regern Theilnahme eine gröfsere Blüthe derselben erwartete. Man mufs aber nur sehen, wie sich Göthe zu Sulzer verhält in seinen Kritiken, und wie er selbst Lessings Verdienste anzuerkennen am langsamsten ist, um einzusehen, wie weit der ächte Dichter vom Kritiker entfernt ist; man mufs nur auf die vorsichtige Art zu arbeiten, und auf die Stellung Ramlers zu allen Dichtern der kritischen Schule achten, die nichts von dem „kühnen Wurf und ersten Gufs" wollten, die „ein talentvoller Mann in poetischer Prosa zu empfehlen, in prosaischer Poesie auszuüben begann," neben den Flufs der Dichtung bei Göthe, wenn er einmal mit einem Entwurf zu Ende gekommen war, neben der Dichtergabe, die

sich bei diesem in seinen Jugendjahren am reichlichsten ungerufen einstellte, „unwillkührlich, ja wider Willen hervortrat" und dann jene Poesien hervorbrachte, für die er selbst die gröfste Ehrfurcht zu haben gesteht. Wenn man dies erwägt, so wird man begreifen, dafs die Kritik an den Werken der Kunst keinen unmittelbaren Einflufs übt. Vielmehr wäre es eine Aufgabe des Historikers gewesen, zu zeigen, wie die verschiedenartige Kritik der Schweizer, der Berliner, Lessings, Humboldts erst durch die verschiedenartige vorausgegangene Poesie veranlafst war. Dann würde er gefunden habe, dafs jene Hauptepoche der Berliner z. B. eine ganz natürliche Folge der Klopstockschen Dichtung war. Neben dieser bestanden die Werke der Rabener, Gellert, Gleim und Uz, die mehr auf eine ernstere oder leichtere praktische Lebensphilosophie ausgingen, als auf religiöse Moral, an denen meist der Verstand mehr Antheil hatte, als die Einbildungskraft. Wie nachher die Empfindung und Empfindelei durch die seraphische Poesie überhand nahm, warf sich der gesunde Menschenverstand gegen sie auf, und seine Producte sind schlechte Dichtungen und bessere Kritik. Dem stolzen Flug der Jünglinge jener Zeit, die nicht zu zügeln, nicht gleichmäfsig fortzuschreiten, nicht vertrauensvoll zu wagen wufsten, bekämpften die Literaturbriefe; sie fühlten aber wohl, dafs jene Poesien eben so wenig werth waren, welche Früchte des unverdrossensten Fleifses und Nachdenkens waren, die aus Köpfen kamen, die vom Nachschlagen müde waren, aus Händen flossen, die die Sprache nicht zu behandeln wufsten. Dieser gesunde Menschenverstand rifs eine Zeitlang Alles an sich; man fiel aus dem Uebermafs in der Empfindung in das der Betrachtung. Beide beherrschten die englische Poesie, bald getrennt, bald vereint, und dies ist daher die Zeit, die die englische Literatur so aufserordentlich bei uns in Aufnahme brachte; es ist daher auch die Zeit, wo Lessing mit jenem Ingrimm, den man in seinen Briefen recht kennen lernt, die französische Poesie so meisterlich in aller ihrer Blöfse darstellt, nachdem man bereits in dem Erscheinen

des Messias begriffen hatte, wie Möser sagt, was die Engländer damit wollen, wenn sie den Franzosen vorwerfen, sie hätten wohl Verse, aber keine Poesie; es ist die Zeit, wo auch Mendelssohn mit gleichem Eifer die Witzphilosophie der Franzosen angriff. Aus allem diesem aber ist klar, dafs die Kritik, wie die kritische und die eigentlich künstlerische Poesie Erscheinungen sind, die nebeneinander erst erklärt seyn wollen, und dafs keineswegs die letzte aus der ersten erklärt werden kann. Sehr trefflich hat das Lessing von sich selbst gesagt. Er war unwillig, wenn man alle Regel und Kritik völlig verwerfen wollte, weil sie ihm den poetischen Genius nothdürftig ersetzte; nothdürftig sagen wir, denn er vergleicht selbst die Kritik mit der Krücke, die der Lahme sich nicht gerne verspotten läfst, die ihn aber gleichwohl zwar etwas fördert, doch nicht eben zum gewandten Läufer macht.

Innerhalb der Perioden theilen verschiedene Literarhistoriker in verschiedener Weise wieder ab, mehrere, worunter auch Herzog, nach den Dichtungsarten. Die Geschichte würde verlangen, dafs man nicht allein die lyrischen, epischen, didactischen, dramatischen u. a. Dichter in chronologischer Reihe vorführe, sondern dafs man auch unter diesen Dichtungsgattungen selbst die zeitgemäfse Entwicklung nachweise. Allein hier würde wieder Jedermann in grofse Verlegenheit kommen, da sich in der neueren Zeit die Gattungen der Poesie in der That nicht deutlich von einander trennen, sondern bei der allgemeinen Nachahmungssucht zugleich alle Muster der Alten oder der Franzosen und Engländer eingeführt wurden; und hierzu kommt, was wieder die Literaturbriefe vortrefflich bemerkten, dafs, obgleich diese letztgenannten Nationen bereits früher zu ihrem Ziele gekommen waren, doch spätere Poeten sich noch unter die älteren Sieger eindrängten und zwar mit üblem Erfolge, dafs die Deutschen unglücklicherweise Zeitgenossen dieser letzteren waren, die der zweideutige Geist der Nachahmung als Muster pries, dafs dann diese in ihren Stoffen und Formen nachgeahmt, folglich auch allerhand verspätete oder verfrühte Gattungen

cultivirt wurden. Man müfste also hier sehr vorsichtig auf die Art achten, wie sich die Perioden der verschiedenen Dichtungsarten in einander schlingen, man müfste besonders auf die Höhe ihrer Bedeutung achten, um sicherer zu urtheilen. Wer sich hier einfach durchhelfen wollte, dürfte auf die Zeitrechnung nicht so genau achten, müfste also z. B. die Fabel neben der moralischen Erzählung und dem Lehrgedicht vor Klopstock abhandeln und sich nicht scheuen, Lessing, Willamov und Pfeffel vor diesen zu stellen; er müfste dann das Epos und die Lyrik vorführen, und von da auf das Drama kommen, wo er die Gottsched, Schlegel und Cronegk zu Lessing, Weifse und Göthe zurückschieben dürfte. Allein darin liegt wieder keinerlei Reiz historischer Darstellung, die nur wie das Leben selbst durch die scheinbar chaotische Mannichfaltigkeit der Erscheinungen hindurch aus der Ferne ein Gesetz der Entwicklung soll blicken lassen. Man würde einstweilen gut thun, sich an das Allgemeinere zu halten, und am besten schiede man vielleicht zwischen epischer und lyrischer Dichtung allein, indem man in jene jede Art von poetischer Erzählung, in diese die dramatische Poesie einschlösse, nach der allgemeinen Unterscheidung, dafs in jenen Gattungen mehr das Object, in diesen mehr das Subject herrscht. Durch diese Eintheilung, die in der Natur der Sache einfach liegt, auf die man sogar schon durch das ganz entsprechende äufserliche Merkmal hingeleitet wird, dafs in den früheren Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts fast kein Dichter mit seinem Namen auftrat, bis die selbstständigeren Genien auch hier eine Aenderung des Herkommens herbeiführten, durch diese Eintheilung, sagen wir, würde man mancherlei Vortheile gewinnen, wie sie denn z. B. ein eigenes Licht verbreitet über die Art des Trauerspiels und Gedichts, die sich allzu frühe in die epische Zeit eindrängten, und über das Epos, das Wieland und Alxinger später einführten. Sehr gewundert hat es uns aber, warum Niemand je auf eine der fruchtbarsten, wo nicht die allervortheilhafteste Eintheilung verfallen ist, eine Eintheilung, deren innere Noth-

wendigkeit und äufsere Bequemlichkeit gleich grofs ist. Wir meinen die Abtheilung nach dem herrschenden Geist der Nachahmung und dem Geschmack an fremden Literaturen. Wir würden erst die herkömmliche Neigung zum Französischen hervorheben, dazu besonders Gottsched gebrauchen, seine Wirksamkeit in und aus den Leipziger literarischen Gesellschaften, seine Richtung gegen die schwülstigen Nachahmer der italienischen Schäferpoesie, den frostigen Anstand in seinen Gedichten und Schauspielen, das Fachwerk seiner Dichtkunst; und wir würden uns durch sein Anpreisen der Engländer, durch seinen Zorn über die Franzosen, als sie unsere Schaubühne zu verachten wagten, so wenig irren lassen, als nachher durch Wielands verwunderte Aeufserungen darüber, dafs man ihm französischen Geschmack vorwürfe, so wenig als durch unsere heutigen Demagogen, die über die Franzosen eifern und doch ihrem ganzen Treiben nach keinen anderen politischen Götzen verehren als jene. Wir würden im Gegentheil, sobald wir in Fabel und Erzählung die Nachahmer des Lafontaine, im Gedicht Hagedorn, Gotter, Jacobi und Aehnliche, im Drama Elias Schlegel, Cronegk und Weifse genannt hätten, von selbst finden, dafs diese Männer fast alle zwischen dem Französischen und Englischen schwanken, weil in der That die Blüthe des französischen Geschmacks schon mit der Verbannung der Sprachmengerei aufzuhören begonnen hatte; dem Wesen nach aber waren noch Alle diesem letzteren ergeben. Hagedorn hatte sich an englischen Mustern zu bilden Gelegenheit, aber er neigte mehr zu den Pelisson, Pavillon, Chapelle und Chaulieu; Gotter wies ausdrücklich von Shakespeare auf das kunstmäfsigere, elegantere, in seinen Wirkungen sanftere Drama der Franzosen zurück, obgleich er mit Glück englische Dichtungen nachahmte oder übersetzte; Elias Schlegel erkannte wie Gottsched die englische Bühne an, schrieb aber doch so gut wie dieser seine Stücke voll Monotonie, Schalheit, steifer Declamation, Phrasen und Pathos, und ebenso gehört Weifse ganz in diese Reihe, obgleich er bei Shakespeare in die Schule

ging. Die Spitze dieser Klasse würden unstreitig Thümmel und Wieland ausmachen, die bei aller Originalität in Form und Manier, doch dem Geist nach ganz französisch sind. Wieland insbesondere ist es sehr schwer, eine geeignete Stelle anzuweisen, weil er, auf eine ganz eigne Weise passiv und receptiv, durch Alles erreglich und erregt, stets wechselt und von der Zeit jeden kleinen Eindruck annimmt und sich besonders da zu gefallen scheint, wo im Geschmack selbst Uebergang und Schwanken vorherrschend ist. In seiner frommen Periode vereinigt er zuerst den Christen mit dem Schöngeist und schwankt zwischen den „Stillen im Lande" und den heiteren Lebensphilosophen; Shaftesbury ist sein Muster und Vorbild, der französirende Engländer; den Shakespeare übersetzt er, zwingt sich in eine Bewunderung und ist ihm nicht gewachsen, will ihn einführen und zieht ihn herab, ein anglisirender Franzose; sein Epos schwebt zwischen dem altfranzösischen Roman und dem späteren italienischen epischen Gedichte; im Alterthum treibt er sich dort besonders gerne herum, wo die Römer gräcisiren und die Griechen romanisiren; dort spielen seine philosophischen und anderen Romane, die alle zwischen Altem und Modernem schwanken; und der Grund seiner Natur ist ein gleichmäfsiges Verhöhnen des Ideellen und des Reellen. Dieser entscheidende Charakterzug aber ist ganz französisch. — Wir würden dann das Vorherrschen des Englischen verfolgen. Die Schweizer würden hier in ihren moralischen und ästhetischen Schriften zu beachten seyn, die ersten keck unternommenen Uebersetzungen des Milton und Butler von Bodmer, die Gedichte von Haller, das philosophische Lehrgedicht überhaupt, und der deutsche Milton, Klopstock, dann die epochemachenden Erscheinungen, die jetzt eilig und gewichtig aufeinander folgen, Youngs Nachtgedanken von Ebert, die Verpflanzung des Shakespeare, den Lessing empfahl, und Wieland, Lenz, Eschenburg u. A. ganz oder einzeln einführten, die Uebersetzung des Ossian durch Denis, Stolberg u. A., die Balladensammlung von Percy, die Uebersetzung von Thom-

son, die Lessing einführte, und die Uebertragung des Dorfpredigers, Yoricks und Tristram Shandy's durch Bode. Jedes einzelne dieser Werke brachte ungeheure Revolutionen hervor. Welche Wirkung Young machte, mufs man im Nordischen Aufseher lernen, wo man sein Buch dicht neben die Offenbarung Johannes setzte; Ossians Benutzung im Werther ist sehr bezeichnend; Shakespeare führte erst unser Drama und unsere Bühne zu Natur und Wahrheit über, da durch ihn besonders auch unsere Schauspieler, unter denen selbst ein Eckhof allen Schilderungen nach noch ganz im französischen Styl agirte, an dem hergebrachten Spiel irre gemacht wurden; die Percy'sche Sammlung rief ähnliche in Deutschland hervor, zugleich mit jenem Geschmack am Volkslied; und den ausgebreitetsten, wenn auch nicht den wohlthätigsten Einflufs übten wohl die englischen Romane. Man kann nicht sagen, dafs Hermes, Hippel, Jean Paul hätten unsere Richardson und Sterne seyn, oder sie nachahmen wollen, so wenig als Klopstock den Milton, allein sie schrieben doch im Geiste von jenen, und bei Hermes ist es förmlich ausgesprochene Ansicht, dafs der englische Geschmack der unsere sey. Nun darf man nur bei allen Dreien den gesuchten und gekünstelten Witz, die Paradoxien, die Empfindelei neben viel Wahrheit, Menschenkenntnifs und ächter Empfindung betrachten, so wird sogleich klar, dafs hier zum Theil gar keine als eine höchst materialistische Poesie, oder doch wenigstens nirgends jene Poesie gefunden wird, die den Eindruck der Ruhe, der Heiterkeit, der Kraft, der Versöhnung mit dem Leben hinterläfst. Eben das thut aber die englische Poesie fast überall, sie spannt und reizt, und man geht von ihr verstimmt, trübe und mifsmuthig hinweg. — Neben diesem vom englischen Genius Beherrschten müfste man dann die beiden Elemente behandeln, welche die durchaus selbstständigé und ächt deutsche Poesie Göthe's und Schillers vorbereiteten. Das Eine ist national, das Andere altklassisch. Die deutsche Nation begann von der Zeit des siebenjährigen Krieges an sich selbst zu fühlen. Die Lieder des

Grenadiers und der Amazone, die Oden Ramlers an den grofsen König, die Minna von Barnhelm, die mit einem ungeheuren Enthusiasmus aufgenommen ward, gaben unserer Lieder- und Dramendichtung einen vorher nicht gekannten Schwung. Dies war übrigens vorübergehend, und wir gestehen, dafs mehr das, was im Leben, in Krieg und Frieden geschah, uns bei Behandlung dieses Punktes interessiren würde, als das, was in der Literatur hervortrat. Die Hermannias von Schönaich, der Hermann von Schlegel, die Bardiette von Klopstock, die Ueberführung der nordischen Mythologie, was Zimmermann vom Nationalstolz, Abbt vom Tod für's Vaterland, Moser und Iselin von Patriotischem schrieben, ging doch meist spurlos vorüber und ist zum Theil sogar carricaturartig gefunden worden, und gewifs nicht mit Unrecht. Allein die nationale und kriegerische Erhebung in jenem Kriege, besonders über die Franzosen, der Heldentod eines Dichters, der poetische Schwung in dem Jugendleben der Göttinger, die Wirkung der allgemeinen Aufregung auf jede Art von Lebensverhältnissen, die Ausbildung der Sprache und des Styls, die Durchbrechung aller Schranken zwischen Ständen, Secten und Corporationen, die siegende Stimme der Natur und Einfachheit, das Selbstgefühl der Denker und Philosophen den Ausländern gegenüber, der kerndeutsche Charakter, besonders der Nordländer und ihrer Schriften, eines Möser, Vofs, Hermes, Claudius u. A., dies Alles war viel wichtiger, war von ungemeiner Folge und half, den Sturz des Fremden zu beschleunigen und das freudige Selbstgefühl der deutschen Schriftsteller zu steigern. Glücklicherweise begegnete dem Uebermuth, der aus der Bänkelsängerei und Shakespearewuth nothwendig folgen mufste, das erwachende Studium der Klassiker; man ging in Lessings fruchtbare Benutzung desselben ein. Homer erschien, und wer da weifs, welchen Einflufs dieser und Italien auf Göthe gehabt hat, und welchen die Engländer, Hans Sachs und die lebendige Umgebung in Deutschland, der hat den Schlüssel zu der nun plötzlich erscheinenden Man-

nichfaltigkeit und Selbstständigkeit und Originalität der Göthischen Schriften in seinen früheren Perioden. Zugleich wird sich Jeder leicht von der ächten Deutschheit in Göthe's und Schillers Werken (die darin liegt, dafs sie mit der klassischen Form der Alten den geistigen Ausdruck der Neueren in ihren Kunstwerken ganz eigenthümlich verbanden) überzeugen, der sie in ihrer Unvergleichlichkeit neben alle Dichter aller Zeiten hält, während in Deutschland vor ihnen unter Lessing kein dichterischer und literarischer Name war, dem man nicht im Alterthum oder in mittlerer und neuerer Zeit sein Vorbild angewiesen hätte, oder der es sich nicht selbst gewählt. So ward Klopstock unser Milton, Wieland unser Shaftesbury, Kant unser Sokrates (und wer unter unseren Philosophen spürte nicht einige Lust nach diesem Ehrentitel!), Lavater träumte sich zum Christus, Herder vielleicht zu David und den Propheten, Joh. v. Müller zum Thucydides; aber Göthe und Schiller blieben ewig sie selbst. — Wer die Literatur auch noch nach ihnen verfolgen wollte, der würde wieder auf Nachahmung und Uebersetzung, allein auf sklavischere Nachahmungen und auf treuere Uebersetzungen treffen, als in den Zeiten vor Göthe. Er würde finden, dafs vorher die Verpflanzung der fremden Producte auf der einen Seite zu immer und immer freieren Nachbildungen führte, und auf der anderen, dafs man dabei von der charakteristisch-verschiedenen Nation auf die verwandtschaftlich-nähere und dann auf die eigene deutsche überging, aus der man damals nichts nahm, als den Hans Sachs; eben so, dafs man von der unserer Gewohnheit näheren romantischen Dichtung zu der unserer Natur näheren klassisch-objectiven zurückkam. Vergliche man damit den Gang der späteren Dichtung nach Schiller, so würde sich herausstellen, dafs hier alle Originalität ganz aufhört, alles active Schaffen ein Ende hat und die Kunst der Nachahmung und der Uebersetzung fremder Originale allgemein wird. Man würde also schon zwischen der platten Copirung des geselligen Lebens in unseren modernen Romanen und der Naturtreue in den Ifflandi-

schen Stücken oder in Hermes' Romanen einen grofsen Unterschied finden; man würde sehen, dafs Tieck mit dem Reproduciren unserer mittelaltrig deutschen Kunst anfing; Göthe den Reinecke Fuchs behandelte, und dafs in diese Zeit die Wiederbekanntmachung der alten Schätze fällt; nun geht es im Krebsgang zurück, ein neuer übersetzter Milton von Bürde erscheint, ein neuer Wetteifer, den Shakespeare zu übersetzen, und der Geschmack an Byron, den selbst Göthe zu theilen anfängt, eine so verschiedene Natur; Göthe und Schiller bemühen sich um Voltaire, Racine und Diderot; Gries und Andere treten auf mit Uebersetzungen des Calderon, Lope de Vega, Cervantes, Camoens, Ariost, Dante, Tasso, Göthe mit Benvenuto Cellini; das Altfranzösische, die Poesie der Troubadours findet Aufmerksamkeit; der galische Ossian wird übersetzt; nebenher geht noch Wieland mit seinen altfränkischeren Uebersetzungen aus dem römisch-griechischen Alterthum, seinem Lucian und Horaz, die darum an's Parodische grenzen, weil in dieser Art von Uebertragung der fremde Geist nur aufgenommen und mit eignem Sinn und eigner Darstellung wiedergegeben wird. Vofs aber ging — und das ist ungemein charakteristisch — von seiner früheren poetischen Treue in Uebersetzung der Alten zu einer philologischen Worttreue und noch engerem Anschlufs an's Original zurück, und dies eben unterscheidet die Uebersetzungen dieser späteren Zeiten von den früheren; unterscheidet den Solger von Stolberg, Thiersch von Gedike, Hirzel von Förster, Heinrich Vofs von Humboldt, den Shakespeare der Vofs von Schlegels, ihren Aristophanes von Wolf. So kam man auf treuere Uebertragungen der hebräischen Dichtungen und erreichte weder mehr die Innigkeit des Luther, noch auch nur den Schwung des Cramer. Wir sagten schon oben, dafs Hammer, Rückert, Göthe, Platen und die Kenner des Sanskrit uns noch tiefer in den Orient zurückführten durch Arabien, Persien, Indien bis China. Kaum wird uns nun noch etwas übrig seyn. Und glücklich genug trifft sich's ja, dafs nun andere Interessen an die Tages-

ordnung zu kommen scheinen, als poetische; und so möchten wir denn den Kreislauf unserer schönen Literatur vollendet haben, bis etwa Zeiten kommen, in denen Luxus und Verdorbenheit satyrischen Talenten grofse Gegenstände bieten.

Das historische Element hat man nicht allein im Ganzen, sondern im Besonderen auch bei der Charakteristik der einzelnen Hauptdichter, deren Werke eine geschichtliche Entwicklung gestatten, aufser Acht gelassen. Hier liegt gerade die Aufklärung über das, was der Aesthetiker niemals genügend lösen kann, verborgen. Wie können wir uns anders als auf historischem Wege auf die wechselnde, scheinbar confuse und doch so wirkungsvoll und bedeutend in das gemischteste Treiben der Zeit eingreifende Thätigkeit Lessings belehren; wie anders über die poetischen Zweifel, das historische und philosophische Studium Schillers, wie anders über die merkwürdige Veränderung, die in Wieland nach seiner ersten engen Verbindung mit Bodmer eintrat? Kein Scharfsinn des Kunstrichters wird von den Sympathien einen natürlichen Uebergang zu Wielands späteren Sachen entdecken, wenn er nicht in historischer Forschung Wielands Briefe, besonders die an Zimmermann, zur Hand nimmt, aus denen man sehen kann, welch eine eigene Bewegung in ihm vorging, wie in der That die grofse Veränderung nicht „durch äufsere Umstände veranlafst war, dafs er sich nicht aus Absichten, nicht mit Gewalt in die spätere Denkungsart versetzen mufste," dafs er also nicht die tiefe Verachtung verdiente, die ihm Lessing für diesen Fall drohte, sondern dafs sie wirklich „durch innere Triebfedern, durch den eignen Mechanismus seiner Seele" erfolgt ist, in welchem Falle der abgemessene, wortwägende Kritiker nie aufhören zu wollen aussagte, sich über ihn — zu verwundern. Sollen wir mit Wenigem an einem auffallenden Beispiele zeigen, wie viel hierauf ankommt, so liegt uns Niemand näher als Göthe. Dieser Mann hat in einigen Theilen seiner Selbstbiographie wahrhafte Muster von geschichtlicher Erklärung der Entstehung einiger seiner

dichterischen Werke niedergelegt, die es bei ihrer erschöpfenden Ausführlichkeit noch auffallender machen, daſs sie Niemanden je auf eine ähnliche Weise die Literargeschichte zu behandeln angeregt haben. Wir meinen namentlich seine Auseinandersetzung dessen, was im Volke und in seiner näheren Umgebung zusammenwirkte auf die Entstehung des Götz und des Werther. Es ist ewig Schade, daſs dies einzelne Theile geblieben sind. Göthe hatte in der That so wenig Sinn für Historisches, als eine ächte Künstlernatur nur immer haben kann. Bei dem Gedanken aber, sein Leben zu beschreiben, schien er wirklich aus sich selbst herauszutreten und lieferte im ersten Eifer eine treffliche Arbeit, die aber in ihrem Fortschreiten mehr und mehr die Abnahme der anfänglichen Wärme zeigt. Es war ihm gelungen, sich selbst und seine Dichtungen wie ein ihm selbst fremdes Wesen und Wirken zu beleuchten, leider setzen nur die so ganz anders lautenden Tags- und Jahreshefte die ersten Bände seines Lebens fort, und den im Nachlaſs erschienenen vierten Band von Dichtung und Wahrheit entstellt schon jene ekle Selbstgefälligkeit, jene Verbindung entfernt liegender Dinge aus dem Hang, dem Unbedeutendsten eine tiefsinnige Bedeutung unterzulegen, jene Herleitung der oberflächlichsten Sachen aus den geheimsten Gründen, jene Anknüpfung der tiefsten Betrachtungen an die schalsten Gegenstände, wie er denn z. B. dort ein langes Capitel über den Spinoza hat, über die fernsten Gründe unseres Abscheu's vor eines Menschen unvernünftigem Handeln gegen alle sittlichen Gesetze, um uns seine Empfindungen über den — Berliner Nachdruck seiner Werke zu erklären. Zugleich zeigt er da in seinen Bemerkungen über die Entstehung des Egmont, wie wenig in dem alten Geiste fortgefahren war. Gelegentlich erklärte er sich ganz bestimmt gegen die chronologische Ordnung in der Herausgabe seiner Schriften; und solcher Züge lieſsen sich mehrere angeben, die es beweisen, daſs er der historischen Beurtheilung nicht geneigt war. Um so sorgfältiger muſs man seine Winke benutzen, die zu den gröſsten Aufschlüssen führen. Woll-

ten wir umständlich und weitläuftig seyn, so könnten wir aus einer Masse von Verhältnissen in seinem Jugendleben, die auf seine späteren Werke Einflufs hatten, die Erspriefslichkeit einer historischen Beleuchtung derselben darthun. In seinem Umgange erkennt man bald die sarkastisch-bitteren und menschenverachtenden, wie die milden und heiteren Figuren seiner Dramen oder Romane; in dem verdorbenen Mittelstand der alten Reichsstadt das Vorbild der Mitschuldigen, die durch diesen niedrigen Gegenstand so befremdend als eine Erstlingsarbeit sind; in seinem kunstsinnigen, der Natur, der Einsamkeit ergebenen Wesen lag die Bürgschaft für das Gelingen des Werther, so wie der Grund zu dem Mifslingen des Götz, dessen Thema einen der Geschichte und der Vaterlandsliebe weniger fremden Mann zu erfordern schien, aus seiner Kunst und Uebung, die verborgensten Triebfedern, Leidenschaften und Neigungen in sich selbst zu belauschen, entstanden jene lyrischen Gedichte, so wie aus den Tischgewohnheiten seiner Jugendfreunde jene „lebenden Sinngedichte," und aus seinen mystisch-kabbalistischen Studien so Vieles im Faust, was Alles ohne Commentar nicht zu verstehen ist; seine Knabenschwärmereien über Religion versprechen schon den Künstler, der das Heiligste dem Princip der Kunst unterzuordnen weifs, aus seinem Geschmack an Hans Sachs, aus seiner Gewissenhaftigkeit im Versbau, aus seiner Abneigung gegen das Freiheitswesen der Göttinger, aus seinen Studien im Spinoza, aus seiner Theilnahme an den Frankfurter gelehrten Anzeigen, kurz aus tausend Zügen, Verhältnissen, Zuständen und Begebenheiten lassen sich die verschiedenartigsten Züge in seinen Werken und die Werke selbst erklären. Wir wollen nur Einen Punct noch etwas näher angeben, der seine letzte Periode betrifft, die so manchen Verehrer an ihm irre machte. Wir sagten oben, Göthe kennt keinen Sinn für das Historische. Es offenbart sich das nicht allein in seinen Werken, sondern mehr noch in seinem Leben. Der Mann, der mit der vollkommensten Natur eines bildenden Künstlers die Gegenstände nur im Raum und nicht in der

Zeit zu sehen gewohnt war, konnte wohl, ohne eine Zertheilung seiner Thätigkeit im Streben nach Universalität beklagen zu dürfen, seine Bestrebungen in der Kunst auf die Natur übertragen und darum doch innerhalb seiner eigenthümlichen Sphäre bleiben, er konnte aber nicht die Begebenheiten weder der Vorwelt noch der Mitwelt zum Gegenstand seiner Betrachtungen machen, und konnte also z. B. die merkwürdigste politische Umwälzung, die er erlebte, für eine zufällige Begebenheit, den Streit der damaligen Zeit für einen Zank um äufsere Verhältnisse halten. Der Gegensatz, den das neue Leben in Deutschland seit der Revolution zu Göthe's vergangenen Jahren bildete, war aber auch zu grell, als dafs er nicht den energischsten Mann hätte erschüttern sollen. Man denke sich die Lage von Deutschland in jenen friedlichen Jahren der aufblühenden Literatur, in welche die Nation sich ganz versenken durfte, jene gemüthliche Ruhe und Toleranz, die Ständeunterschied und Rangwesen nicht stören konnte, man denke hinzu den Zustand von Frankfurt selbst, wo auch alle Ungleichheit aufgehoben war, dann den Aufenthalt in Italien, und die ausschliefsende Beschäftigung mit der Kunst, die es eigen hat, dafs sie den Menschen still, ruhig und friedlich macht: nun kommt er zurück, und findet jene Ruhe in Deutschland auf's ärgste getrübt; die Masse des Volks erregt, da er nur Wohlfahrt von dem wohlgesinnten Beförderer der inneren Zustände hofft; die Aufmerksamkeit auf ganz andere Dinge gerichtet, als ihn grade jetzt am lebhaftesten beschäftigen; das Publicum von Schillers ersten Stücken angesprochen, die ihn dahin zurückzuweisen scheinen, von wo er sich mit so vieler Mühe losgerungen hatte; dazu ward er selbst recht mitten in den Strudel geworfen, indem er die Campagne nach Frankreich mitmachte. Die Wirkungen dieses jähen Wechsels waren daher aufserordentlich. Er ward zurückgezogen, seinen Freunden lästig und beschwerlich, mifsmuthig über die „Betrügereien kühner Phantasten und absichtlicher Schwärmer," und verwundert über „die Verblendung vorzüglicher Menschen bei ihren fre-

chen Zudringlichkeiten;" er sah „gespensterhaft die greulichsten Folgen," mit Schreck gewahrte er, wie die revolutionären Gesinnungen in edle deutsche Gemüther eindrangen. Er hatte nicht den Muth und nicht die Natur, diesen Begebenheiten fester in's Gesicht zu sehen, er konnte „als Dichter den rollenden Weltereignissen nicht nacheilen," er rettete sich vor jedem neuen grofsen politischen Vorfall in die Kunst, in die Natur, er warf sich in ein anderes Extrem, und dabei war ihm die sittliche oder vaterländische Bedeutung der Begebenheit ganz gleichgültig, wie er denn in den Befreiungskriegen anfing, chinesische Geschichte zu treiben. So hatten ihn weder Friedrichs noch Catharinens Kriege, noch Corsika, noch Amerika interessirt, nur in sofern das Geschehende die gröfsere Gesellschaft berührte; mit Zeitungen befafste er sich nie. „In allen wichtigen Fällen," sagt er in einer aufserordentlich aufschlufsreichen Stelle, „sind die am besten daran, die Parthei nehmen. Der Dichter aber, der seiner Natur nach unpartheiisch bleiben mufs, sucht sich von den Zuständen beider Theile zu durchdringen, wo er dann, wenn Vermittlung unmöglich wird, sich entschliefsen mufs, tragisch zu enden." — Anderswo heifst es: „Einem productiv-thätigen Geiste wird man es zu Gute halten, wenn ihn, der die einheimische Literatur thätig förderte, der Umsturz alles Bestehenden schreckt, ohne dafs die mindeste Ahnung zu ihm spräche, was denn Besseres, ja nur Anderes daraus folgen solle. Man wird beistimmen, wenn es ihn verdriefst, dafs sich dergleichen Influenzen bis Deutschland erstrecken, und verrückte, ja unwürdige Personen das Heft ergreifen." Diese innere Lage des grofsen Mannes nun kann allein seine Werke aus dieser Periode erklären. Wir wollen auch hierüber noch wenige Winke beifügen, wo möglich um klarer zu machen, was wir unter historischer Behandlung einer Literatur verstehen. Göthe hatte während der Campagne, in deren Schilderung er ein so treffliches Bild von jenen Unternehmungen giebt, ein Mährchen entworfen, oder eine wunderliche Erzählung von einer Reise von sieben Brüdern verschie-

denen Charakters, eine Erzählung, die in Verwicklung, Verworrenheit, Abentheuerlichkeit und Planlosigkeit ein Bild von unseren eigenen Zuständen abgeben sollte. Damals, bemerkt Göthe, sey es ihm ganz unmöglich gewesen, seine eigne Iphigenie nur zu lesen. Sein Groſskophta behandelt die Geschichte des Halsbands. In einer höheren Region treffen wir auf das Nämliche, was uns bei den Mitschuldigen empören kann. Ein gemeiner Stoff ohne Gleichen sollte erst in eine Oper gebracht werden, und ward dann ein Lustspiel, das mit Aufwand geschrieben ist, und von dem es uns nicht wundert, wenn es den Zuschauern Ekel statt Lachen erregte. So ist es auch widerlich, im Bürgergeneral groſse, wenigstens schreckliche Dinge in einer kleinen, niedrig-komischen Art behandelt zu sehen. Wir leugnen auch nicht, daſs uns behaglicher zu Muthe ist bei dem leidenschaftlichen Sturm, der Wildheit, Grausamkeit, Blutgierde, dem Cannibalismus, den man damals (z. B. in den Cocarden u. A.) auf die Bühne brachte, als in Göthes Aufgeregten, wo keine Kraft ist, die solchen Zeiten eignet, keine Schwärmerei, als spurweise in jener Gräfin, die aber dabei doch über eine Contusion ihres Sohnes in Ohnmacht fällt, kurz, wo jeder Zug Schwachheit und jede Figur fast eine Carricatur ist. Eine Zeit lang beschäftigte sich Göthe dann, von der Welt zurückgescheucht, aus dem Lande der Kunst entfernt, mit der Natur, arbeitete über seine Metamorphose der Pflanze, trieb vergleichende Anatomie und hält sich später an seine Farbenlehre wie an einen Balken im Schiffbruch. Reineke Fuchs gehört in diese Zeit. Er sey ihm, sagt Göthe, zu rechter Zeit begegnet. Er habe sich aus dem gröſsten Unheil zu retten gesucht, indem er die ganze Welt für nichtswürdig erklärte. Hätte er sich bisher an Straſsen-, Markt- und Pöbelauftritten übersättigen müssen, so sey es wirklich erheiternd gewesen, in den Hof- und Regentenspiegel zu blicken, denn trüge auch hier das Menschengeschlecht seine ungeheuchelte Thierheit ganz natürlich vor, so gehe doch Alles wenn nicht musterhaft, doch heiter zu, und der gute Humor fühle sich nirgends gestört. Wir gestehen,

dafs uns eine Anwendung dieses Gedichts in dieser Art im höchsten Grade beleidigt. Der Humor einer reinen und unschuldigen Zeit, die im Grunde nichts oder wenig von dem intriguanten Wesen empfand, das hier geschildert wird, an eine Zeit gehalten, die sich von dem Uebermafse desselben da, wo man es seit Jahrhunderten gefühlt hatte, zu befreien suchte, kann nicht anders als beleidigen. Es giebt eine zweifache Periode der Satyre, deren erste in solche Zeiten fällt, wo man eine allgemeiner werdende Verdorbenheit mehr ahnt und fürchtet, die zweite in solche, wo man die allgemein gewordene im Gefühl des Bedürfnisses der Aenderung und der Rückkehr zur Einfalt und Natur unerträglich findet. Jener ersten Periode gehört der Reinecke Fuchs an, und um einen neueren Satyriker zu nennen, Rabener; jener zweiten Hutten. Jene erste Gattung ist ironisch warnend und wird, wo sie wie bei Rabener mehr didactisch ist, leicht langweilig, diese zweite ist bitter und beifsend; dort sieht man im Hintergrund eine kindlich einfältige Zeit, auf der die Thorheit vergröfsert ihr Spiel treibt; hier zeigt der Dichter im Hintergrund ein früheres goldnes Zeitalter und hält die gegenwärtige Corruption daneben. Aus einer solchen früheren Zeit rückte also Göthe jenes Gedicht in eine solche spätere, und schob daher auch hier und da Stellen ein, die ganz dem Geiste desselben widersprechen; so wird z. B. nur von den Pfaffen dort, und nur von einem gewissen Theile der Pfaffen ein so übles Bild entworfen, wie in einigen Göthe'schen Versen von der Allgemeinheit, z. B.:

Doch das schlimmste find ich den Dünkel des irrigen Wahnes
Der die Menschen ergreift, es könne jeder im Taumel
Seines heftigen Wollens die Welt beherrschen und richten.
Hielte doch jeder sein Weib und seine Kinder in Ordnung,
Wüfste sein trotzig Gesinde zu bändigen, könnte sich stille
Wenn die Thoren verschwenden in mäfsigem Leben erfreuen.
Aber wie sollte die Welt sich verbessern? Es läfst sich ein Jeder
Alles zu und will mit Gewalt die Andern bezwingen.
Und so sinken wir tiefer und immer tiefer in's Arge.

Sehr richtig bemerkt Göthe irgendwo, dafs ein grofses Unglück in der Welt gewöhnlich von lächerlichen, oft auf der Stelle, gewifs aber hinterdrein belachten Umstän-

den begleitet sey. Das Ueble aber ist, daſs Göthe, wo er dieser Erfahrung den Stoff zu einem Gedichte abgewinnen will, überall das Unglück selbst, und nicht die begleitenden Umstände blos in den Kreis des Lächerlichen zu sehr hereinzieht, und das sieht man auch der Behandlung dieser Gegenstände leicht an, die überall mehr bitter und versteckt, als heiter und offen ist. Mit der Zeit indessen, als der erste bittere Eindruck sich etwas versüſste, trat eine andere Stimmung in Göthe ein und mit ihr eine andere Gattung von Werken. Er resignirte. Seine Resignation hatte zwei Seiten, wie jede. Wer bei Thucydides oder Villani die Wirkungen solcher allgemein schreckenden Begebenheiten auf die Menschen gelesen hat, der wird besonders auffallend bemerkt haben, wie sich leicht engere Kreise zusammendrängen, wo bald Frivolität, Leichtsinn, Lebensgenuſs obsiegt, bald tiefere Betrachtung der sittlichen Natur des Menschen veredelnd hervortritt und ernster und in sich gekehrter macht. Des Thucydides und des Villani Schilderung nicht allein, sondern ihre Werke selbst, dann Boccaccio und das letzte Schriftchen Machiavell's sind Producte, die solchen Zeiten und solchen Stimmungen angehören. Auch Göthe bietet uns für beide Seiten einen Zuwachs. Die Ausgewanderten erinnern viel an das Decameron, auch scheint uns Einzelnes im Meister hierher zu gehören. Die Gegenseite bildet dann die natürliche Tochter, und das herrliche Gedicht Hermann und Dorothea, auf das zugleich der durch den Umgang mit Schiller erhöhte Schöpfungstrieb so vortheilhaft einwirkte, daſs daraus dies unvergleichliche Werk erwachsen konnte, das allerdings unter seiner Umgebung sehr fremd hervorragt. Doch hier wollen wir abbrechen, aus Furcht, allzuweit abzugerathen.

Noch Eine Sache haben wir auf dem Herzen, die uns immer besonders wehe that. Wenn wir in vielen unserer Literaturbücher alles eigene Urtheil allzuhäufig vermiſsten, so geschah es uns fast immer, daſs wo wir ja einmal eines antrafen, wir es lieber wieder vermiſst hätten. Wir deuten auf die thörichten Erhebungen und Herabsetzungen der

Göthe, Vofs u. A., auf die kindischen Befehdungen der Romantiker, auf die ewigen Zänkereien über Göthe und Schiller und tausend Dinge der Art, die an der Tagesordnung sind. Es würde uns ekeln, wenn wir auf die Jämmerlichkeiten näher eingehen wollten, die eine Erörterung dieser Dinge mit sich führen würde. Wir müssen nur bei dieser Gelegenheit bedauern, dafs bei so gewichtigen Stimmen, die über alle jene und andere Fragen durch die allerbefugtesten Beurtheiler abgegeben worden sind, das Geschrei der Zwerge und Pygmäen immer fortdauern kann, die sich mit lästiger Zudringlichkeit herbeidrängen. Warum sind denn Humboldt's ästhetische Versuche ein so vergessenes Buch bei uns und warum werden es seine Briefe mit Schiller so bald seyn, die zwei merkwürdigsten Ehrendenkmale, die jemals grofsen Männern von Zeitgenossen gesetzt worden sind? Dahin sind wir schon gekommen, dafs eine etwas schwierige Form und Untersuchung uns von solchen Werken, die unser wärmstes Interesse an unseren gefeiertsten Namen angehen, abschreckt? Dann wehe uns und unserer gepriesenen Gründlichkeit, wenn dem so ist! Und wie sollte es anders seyn, da wir in der That lieber das Büchlein von Göthe zur Hand zu nehmen scheinen, oder was des Gestorbenen Freunde nicht aufhören, darüber zu publiciren, wie er sich räusperte und spuckte. Von Nationalapostaten lassen wir unser Volk beflecken und unsere Duldung ist nicht die Verachtung der Niederträchtigkeit dabei; unordentliche Genien bekämpfen unsere romantische Schule, wenn auch mit gerechten, doch nicht mit ehrlichen, nicht mit erlaubten Waffen; wilde Geister ohne Klarheit und ohne Wissen reifsen unsere gröfsten Heroen in den Koth; anbrüchige Jünglinge nehmen es sich heraus, ihre moralischen Charaktere zu verdammen; hirnlose Schwärmer vermissen in ihnen ihre politischen Tollheiten und knüpfen daran ihre Verurtheilung; beschränkte literarische Factionäre und Finsterlinge grollen über die Köpfe, die uns aus Armseligkeit und Dunkelheit herausrissen! Dergleichen drängt sich in unsere Literargeschichten ein, statt dafs diese dazu da sind, der-

gleichen abzuwehren, diesem Unwesen zu steuern, und wo es ernsthafte, natürliche Spaltungen und nicht blos thörichte Reibungen sind, zu vermitteln und aufzuklären. Wo wäre nun der Literarhistoriker, der dies gethan hätte? Mit gleichgültigem Lobe gehen sie an Jedem vorüber, der ihnen vorkommt, oder sie tragen, so viel an ihnen ist, noch bei, den Zwiespalt gröfser zu machen. Sie hätten finden sollen, und erklären, warum der Streit über den Vorzug Göthe's und Schillers ein natürlicher, ein nie ganz zu beseitigender ist, sie hätten aber mit Benutzung der genannten Werke von Humboldt dem, der hier Vermittlung und Aufklärung suchte, von Einer Seite her eine einleuchtende Belehrung geben können, und wenn sie wüfsten, was literarhistorische Studien sind, auch noch von einer anderen Seite. Sie hätten sich des künstlerischen Charakters in Göthe annehmen sollen, und daraus das erläutern, was in seinen Schriften von moralischer Seite abstöfst, ausgehend von seinem eigenen Grundsatz, dafs, „wer sittlich wirke, keine seiner Bemühungen verliere, dafs aber, wer künstlerisch verfahre, in jedem Werke Alles verloren habe, wenn es nicht als ein solches anerkannt wird." Man müfste in ähnlicher Weise, wie oben versucht ward, seinen politischen Charakter aus den Umständen erläutern und überhaupt jede Forderung an den Dichter ablehnen, die ihn als Dichter nicht angeht. Man müfste bei Humboldt lernen, den einfältigen Tadel, dafs Schiller in einem gewissen Sinne kein Dichter sey, in seinen gröfsten Ruhm umzuwandeln. Man müfste von Niebuhr und Göthe hören, dafs es Vofs ist, der es mit seinem Homer dahin brachte, dafs hinfort in allen Nationen durch uns Deutsche die Vermittlung der Kunde des Alterthums geschehen mufs, von Göthe und Schiller mufs man Ehrfurcht vor dem Naturdichter lernen, der so wie Er das Griechenthum im Gesang nachahmt, von Humboldt mufs man hören, dafs solche Verdienste die höchsten sind, die sich ein Mensch erwerben kann. Man mufs überhaupt erst loben lernen, ehe man tadelt, und jedes Ding von jeder Seite nehmen. Das ist des Geschichtschreibers Pflicht vor

anderen. Die unseren aber, die in diesem Felde arbeiteten, betrachten den Einen Gegenstand von da, den anderen von dort, trauen dabei bald selbstvergnüglich nur ihrem eignen Auge, bald allen zugleich, loben Alles aus Gutmüthigkeit oder tadeln Einzelnes aus Partheisucht, haben weder die Fähigkeit, auf eignen Füfsen zu ruhen, noch auch nur sich eine wirkliche, taugliche, feste Stütze zu suchen. Man könnte mit einigem Receptionsvermögen und sonst einfachem Sinn und Tacte eine sehr gute deutsche Literargeschichte zusammensetzen ohne viel eignes Zuthun, denn es ist zerstreut sehr vieles Material da, das nur der Verarbeitung harret. Niemand wufste es nur zu übersehen, geschweige zu benutzen.

Das Gedankenloseste ist unstreitig, wenn man, wie z. B. Bohtz thut, die einzelnen Poeten hintereinander aufstellt, über jeden wenige abgeschriebene Sentenzen giefst und dann auf Einen Liebling Alles zusammenhäuft, was man über ihn gedacht oder geträumt hat. Wozu bemüht man hier alle Dichter und Dichterlinge in die Gesellschaft des Einen Heros und läfst sie eine erbärmliche Rolle spielen, um allenfalls ein Paar Romantiker desto mehr hervorheben zu können. Man mufs die Dichter des vorigen Jahrhunderts, die vor Göthe und Schiller die Literatur mit Mühe und Schweifs auf ihre Höhe brachten, mit ehrfürchtigem Danke auch in ihren untergeordneten, oft fruchtlosen Bestrebungen betrachten, denn auf ihnen fufsten jene Grofsen; die anderen, die nach erreichtem Gipfel stracks begannen abwärts zu gehen, darf man mit Recht mit andern Augen ansehen. Es ist was Schönes, zu dem Ehrentempel, dessen Grundrifs die Nation entwarf, Steine und Ziegel getragen zu haben; nachdem er vollendet und decorirt war, so reich, so schön, so geschmackvoll, wie es eben der Bauende vermochte, war es ein schlechtes Verdienst, gleich wieder das Dach abzutragen, um mit südlichem Brauch eine platte Decke an die Stelle zu setzen, die das ungestüme Klima im Augenblick brach und zerstörte. Eine dichterische Sprache schaffen, eine ganze Nation in die Gemüthsstimmung zu setzen, dafs der Künst-

ler in ihr Anklang findet für seine Werke, ist eine schwere Sache; mit einer gemachten Sprache, mit ausgebildetem Reime und Verse geborgte Gegenstände aus unbeholfenen Zeiten neu zu schmücken, ist ein leichtes Ding. Wer überhaupt befangen in einem philosophischen System, ängstlich in einem moralischen Princip, eingezwängt in eine ästhetische Vorstellungsart an die Behandlung der Geschichte geht, der verkenne doch seinen Beruf, der mifsbrauche doch seine Zeit, der vergeude doch seine Kräfte nicht, denn er wird es nie zu etwas bringen. Denn der Geschichtschreiber mufs durchaus frei seyn und in jeden Standpunct sich finden können. Wer einen Zweig der Geschichte behandelt, mufs ihn der Gegenwart gegenüber betrachten, in der er lebt, und ihr gemäfs mufs er ihn bearbeiten. Tausend Seiten kann er der Geschichte abgewinnen und Eine mufs er wählen, von dieser Einen aus mufs er seine Darstellung innerlichst beleben. Man darf nur zugreifen; aus jeder Art der Darstellung läfst sich eine tiefere Erfahrung ziehen. Der einfachsten chronologischen Behandlung einer deutschen Literargeschichte liefse sich am sichersten die Nachweisung abgewinnen, wie die gröfsere Masse ihrer Producte Fremdem und Einheimischem nachgeahmt ist, und wie die kleinere Zahl selbstständiger Werke Nachahmung bewirkt hat. Nimmt man dabei die Werke mehr zum Faden als die Verfasser, so läfst sich vortrefflich zeigen, wie in einer hellen Zeit der Instinct der Nation in der Gestaltung der Dichtung eben so wirkt, wie in der dunkelsten, in der die Persönlichkeiten der Dichter ganz verschwinden. Hebt man biographisch die Schriftsteller hervor, so kann man, indem man die vorarbeitenden und nachahmenden kleineren Geister um die wenigen Gröfsten versammelt, das schönste Gemälde von bewufstem Schaffen und Wirken bedeutender Männer entwerfen. Achtet der Geschichtschreiber auf das Periodische, so kommt es ganz auf ihn an, ob er uns die regellose Verschlingung von Ursachen und Wirkungen darstellen will, die doch eine unsichtbare Hand, die sie so räthselhaft knüpfte, am Ende einfach löst, oder ob er

es wagen will, dieser Hand schon in der Schürzung des Knotens zu folgen. Reizt ihn das Locale, so kann er uns, je nachdem er es gerade für gut findet, überreden, nur das rein deutsche Gebiet habe eine rein deutsche Dichtkunst gepflegt; oder er greift es von einer anderen Seite, leugnet uns alle Eigenthümlichkeit und Nationalität, und beweist, dafs wir gar keine nationale Poesie haben, oder führt aus, dafs wir ewig zwischen Nationalem, Romantischem, Christlichem, Griechischem schwankten, und dafs nur die verschiedenen Mischungen dieser Elemente die verschiedene Gestaltung der Dichtkunst bedingten. Will er in der Literargeschichte dem nationalen Charakter auf die Spur kommen, so kann er in einem gewissen Sinne sagen, dafs nur das Mittelalter die Deutschen als eine Nation zeige, dafs sie nur damals eine nationale Kunst gehabt; er kann aber auch behaupten mit eben so viel Recht, nur die neuere Zeit habe unsere nationale Kunst geschaffen, das Weltbürgerliche darin sey eben unser Charakter, nach jenem Lessingischen Ausspruch, es schiene unsere Eigenthümlichkeit zu seyn, keine haben zu wollen. Man könnte zeigen wollen, wie sich einfach unsere Dichtkunst von den Schlacken, die ihr aus der Zeit der Barbarei anklebten, reinigte und zuletzt dem strengsten Begriffe aller Kunst sich näherte, oder man könnte nachweisen, dafs sie stets von Wissenschaftlichem, von der Arbeit des Verstandes, von dem Antheil des Gedankens zu viel Spuren an sich behielt. Es könnte sich Einer zum Ziel setzen, unsere Kunst ewig unter der Herrschaft moralischer oder religiöser Tendenzen zu zeigen, ein Anderer könnte darstellen wollen, wie sie sich nach langem Kampfe aus der Abhängigkeit von Philosophie und allerhand Wissenschaft zur eigenen Gesetzgeberin erhob. Unsere letzte Periode namentlich könnte einer mit der allgemeinen europäischen Geistesrevolution, je nach seiner Ansicht, in Zusammenhang oder Gegensatz bringen; er könnte sie darstellen, wie sie vollendete, was die Reformation für allgemeine geistige Freiheit zu wirken begann, oder wie sie für bürgerliche Freiheit zu beginnen scheint, was die politischen

Bewegungen scheinen vollenden zu sollen; er könnte weissagen, dafs diese letzte Zeit die deutsche Literatur so zur Herrscherin über Europa machen wird, wie es einst die italienische und französische waren.

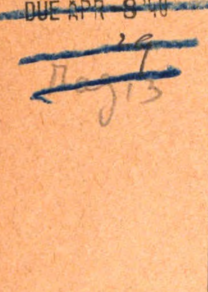
Wer könnte alle die Gesichtspunkte aufführen, aus denen eine so reiche und vielseitige Materie zu behandeln wäre! Kaum wüfsten wir aufser Manso auch nur Einen Mann zu nennen, der in einer deutschen Literargeschichte einem Plan, einem bestimmten Gedanken, und sey es auch einem unstatthaften Gedanken, gefolgt wäre. Wir müssen aber zugeben, dafs Muth dazu gehört, um in einem historischen Werke einen jener angedeuteten oder ähnlicher Gedanken einseitig zu verfolgen, denn nicht Jeder besitzt die Kunst, neben der Einen Seite, die er in's Licht stellt, auch die andere im Schatten dergestalt zu zeigen, dafs dem Beschauer von selbst einfällt, nun dürfe er nur den Gegenstand oder seine Stellung verändern, so könne ihm jener auch in einem anderen Lichte erscheinen. Dieser Einfall des Beschauers darf nie störend laut, aber unterdrückt darf er eben so wenig werden. Wir meinen indessen auch gar nicht, dafs es so besonders und unter allen Umständen zu empfehlen wäre, die Geschichte in dieser Weise zu behandeln, weil so allzu leicht willkührlich geschaffne Ideen in den Stoff hineingetragen werden; und eigentlich sollte dergleichen immer nur Versuch und Vorarbeit bleiben. Wer darstellend verfahren will, mufs erst die Idee, die ihn dabei leiten soll, in seinem Gegenstande forschend gefunden haben, und je mehr sie diesen bis in seine kleinsten Einzelheiten durchdringt, desto mehr wird er die Eine Grundidee getroffen haben, die gerade diese Reihe von Begebenheiten, die er sich zum Vorwurf nahm, durchdringt, in ihnen zur Erscheinung kommt, sie mit den Weltereignissen in Zusammenhang bringt. Wer aber wird uns einmal die grofse Aufgabe zu lösen suchen, unsre schöne Literatur durch alle Hemmungen durch zu geleiten von der Zeit ihres ersten Erscheinens bis zu dem Punkt, wo sie sich dem allgemeinsten und reinsten Charakter aller Kunst näherte, wo sie ausschliefslich die Wirkung auf die

Phantasie zu ihrem Zweck machte, wie keine, als die griechische, vor ihr; zu zeigen, wie der Druck von Mönchthum und Scholastik, die unbillige Freiheit unter dem Ritterthum, die Fesseln unter dem Gewerbstand sie nicht zu dem Ziel bringen konnte, zu dem sie seit der Reformation langsam anfangs und träge, dann unter den ärgsten Bewegungen und Umwälzungen gelangte, zu dem Ziele, keines Fremden Sklav, keiner Wissenschaft Unterthan, sondern frei, ihr eigner Herr und ihrer selbst Herr zu seyn; nachzuweisen (was sich hier, aber noch nicht an politischer Geschichte von Deutschland nachweisen läfst), wie diese Literatur und die Nation mit ihr zur Selbstständigkeit, zur literarischen Herrschaft in Europa, zur Erreichung der Zeit kam, wo die Deutschen mit Entfaltung aller ihrer Gaben den neuen Ideen, die die griechischen Philosophen und Christus an die Stelle der Alten setzten, die Hand reichten, eben den Ideen, die allein die Deutschen in ihrer Reinheit zu verwirklichen geschaffen waren, denselben Ideen, die durch dieselben Deutschen, als ihre barbarischen Ahnen die alte Welt umstürzten, mit unter ihren Trümmern begraben zu werden drohten, die aber in der That nur durch das Dazwischentreten der römischen und romanischen Nationen eine ungeheure Unterbrechung litten, bis die verständige Richtung, auf welche die Griechen die Menschheit geleitet hatten und der die Deutschen ihrer Eigenthümlichkeit nach von je geneigt waren, von diesen mit freiem Bewufstseyn wieder eingeschlagen und der grofse Zusammenhang der Menschheit auf eine höchst merkwürdige, das tiefste Denken in Anspruch nehmende, die weiteste Empfindung mit Staunen und Bewundrung ausfüllende Weise auf's Neue dargethan ward.

Druckfehler.

S. 43 Z. 11 v. u. lies unbedeutenden, statt bedeutenden.




DUE APR 8 '40

